



Kongregation
der Diener Jesu und Mariens (SJM)

Der Ruf des Königs



Inhalt

Nr. 84 • 1/2023 22. Jahrgang

Herausgeber und Vertrieb
Kongregation der
Diener Jesu und Mariens (SJM)
Auhofstraße 22
A-3372 Blindenmarkt
Telefon 0043-7473-2094
Fax 0043-7473-2094100

Jobstgreuth 34
D-91459 Markt Erlbach
Telefon 09846-815
Fax 09846-1630

<https://sjm-congregation.org>
ruf@sjm-online.org

Verantwortlich für den Inhalt:
P. Hans-Peter Reiner SJM
Generalvikar

Die SJM ist als gemeinnützig für kirchliche Zwecke staatlich anerkannt und darf zur Erfüllung ihrer Aufgaben Spenden in Empfang nehmen. Auf Wunsch werden Spendenquittungen ausgestellt.

Das Spendenkonto
LIGA Bank Regensburg
BIC GENODEF1M05
IBAN DE 46 7509 0300
0504 5027 95

Österreich
Raiffeisenbank Blindenmarkt
BIC RLNWATW1059
IBAN AT 46 3205 9000
0001 5644

Für Spenden bis 50 Euro gilt der Überweisungsträger als Spendenquittung zur Vorlage beim Finanzamt. Dieser Ausgabe liegt ein Überweisungsträger der SJM bei, der für Bank und Post gültig ist.

■ Editorial

Pater Paul Schindele SJM
Seite 3

■ Lebensschutz

Schwangere Frau mit Krebs im Endstadium überlebt und entscheidet sich für das Leben

Seite 4

■ Aus dem Leben der SJM

Atbasar – ein Pferdemarkt und eine Pfarrei

Mein neuer Wirkungsort in Kasachstan
Pater Eduard Deffner SJM
Seite 6

Die Priesterausbildung in der SJM

Frater Thomas Müller SJM
und Frater Johannes Neuß SJM
Seite 8

Bei „Heartsome“ in Indien

Pater Gabriel Jocher SJM
Seite 10

■ Katechese

**Jüdischer Tempel –
Katholische Kathedrale**

Pater Dominik Höfer SJM
Seite 12

Die Gewissenserforschung

Das rechte Maß bei der Erforschung
der Sünden
Pater Martin Linner SJM
Seite 16

■ Katechese

**MODERNE HEILIGE
Charles de Foucauld**

Vom Lebemann zum Heiligen
Pater Paul Schindele SJM
Seite 18

Unter die Lupe genommen

Anmerkungen zum synodalen Grundtext
„Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“
Pater Markus Christoph SJM
Seite 24

**INTERESSANT. DAS KONZIL SAGT...
Das II. Vatikanum und das geweihte
Priestertum**

Pater Martin Linner SJM
Seite 34

■ Ausgeplaudert

Kurznachrichten SJM
Seite 30

■ Termine

Seite 32

Liebe Freunde und Wohltäter unserer Gemeinschaft

Kaum ein biblischer Text hat so sehr die Phantasie, aber auch das Forschen und Nachdenken angeregt, wie der Bericht des Evangelisten Matthäus über den Besuch der Sterndeuter aus dem Osten („Land des Sonnenaufgangs“). Die Kirche sieht in diesen Männern gelehrte Gottsucher aus dem Heidentum, die mittels alter Prophezeiungen, einem auffallenden astronomischen Phänomen und einem für Gottes Gnadenwirken offenen Herzen den Weg zur Krippe finden.

Durch das Lesen des Berichtes vom heiligen Matthäus im Licht der Weisagungen aus dem Alten Testament wurden die Weisen aus dem Morgenland zu den uns vertrauten Königen, die auf Pferden und Kamelen nach Bethlehem kommen: „Die Könige von Tarschisch und von den Inseln bringen Gaben, mit Tribut nahen die Könige von Scheba und Saba“ und Jesaja 60, 1-3 „Steh auf, werde licht, denn es kommt dein Licht und die Herrlichkeit des Herrn geht strahlend auf über dir. Denn siehe, Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker, doch über dir geht strahlend der Herr auf, seine Herrlichkeit erscheint über dir. Nationen wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz.“

Was die Dreizahl der Könige betrifft, gibt es verschiedene Auslegungen. So hat die Überlieferung die Reiche dieser Herrscher beispielsweise mit den drei damals bekannten Kontinenten Afrika, Asien und Europa identifiziert. Deshalb gehört auch der schwarze König fest dazu: Im Reiche Jesu Christi gibt es keinen Unterschied der Nationen und Herkünfte. Eine interessante Interpretation deutet

die drei Könige auf das Lebensalter des Menschen: Jugend, Reife und Alter. Da nicht alle drei Könige gleichzeitig vor dem Kind knien können, bieten manche Künstler in ihrer Anordnung eine hintergründige Bildpredigt über die Lebensalter und ihre Aufgaben. So ist der junge König derjenige, der am weitesten von der Szene entfernt ist. Manchmal muss man ihn sogar suchen und fragt sich: Wo ist er geblieben? Er steht ganz hinten bei den Kamelen und Pferden. Warum? Weil junge Menschen sich nun einmal genau dafür interessieren. Heute würde er wohl bei den Autos oder Motorräder stehen. Eine junge Mutter mit ihrem Baby ist da erst einmal weniger interessant.

Der mittelalte König ist der Mutter mit ihrem Kind schon näher. Er steht, die Krone auf dem Haupt, und hält mit beiden Händen sein Geschenk. Dies erinnert an eine alte Werbung: dort konkurrieren zwei Männer mit ihrem Erfolg: „Mein Haus, mein Auto, mein Boot!“ Das sind Männer in den besten Jahren. Wären sie Anfang zwanzig gewesen, dann hätte die Werbung nicht überzeugt. Jeder hätte gewusst, dass die beiden sich diese Dinge nicht selbst verdient haben. Der zweite König ist im gleichen Alter wie die Männer aus der Werbung, aber im Gegensatz zu diesen überhaupt kein Angeber. Es ist die Aufgabe seiner Generation, Autorität und Verantwortung (Krone) auszuüben und die Arbeit (Geschenk) zu machen. Darauf muss er sich konzentrieren. Es wäre merkwürdig, würde er zum jungen König bei Pferd und Kamel blicken. Da trauert einer der vergangenen Jugend nach. Genauso verengt wäre aber die Fixierung auf das Geschenk in den eigenen Händen

oder dessen krampfhaftes Festhalten. Auf den künstlerischen Darstellungen schaut dieser König sich eine andere Szene an, nämlich den alten König. Dieser kniet. Ausgerechnet der von den dreien, dem das Knien am schwersten fällt. Sein Geschenk hat er irgendwo auf der Seite abgestellt. Es ist immer noch schön, aber nicht mehr wichtig. Auch die Krone hat er abgenommen. Seine Stärke ist nicht mehr Macht oder Besitz. Seine Stärke ist Erkenntnis. Er hat in dem Kind seinen Erlöser erkannt, den wahren König dieser Welt, vor dem er auf die Knie geht, um ihm im nächsten Moment den winzigen Fuß zu küssen. Jedes Lebensalter hat seinen Reiz und seine Berechtigung. Bei der Jugend „mit Pferd und Kamel“ ist das offensichtlich. Wer nimmt schon gerne Abschied von dieser Lebenszeit? Liegt doch das ganze Leben noch vor einem. Auch der Reiz der „besten Jahre“ mit Macht und Besitz ist leicht nachvollziehbar. Was aber ist der Reiz des Alters?

Der Vorzug des alten Königs ist die Weisheit. Es bedarf der Weisheit vieler Jahre, um das loszulassen, was man sich mühsam erarbeitet hat, um sein Knie vor einem Kind zu beugen, egal was andere davon denken. Wir brauchen das Beispiel alter Menschen, die weise geworden sind, genauso wie wir das Beispiel des knienden Königs brauchen.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien von Herzen die Geborgenheit in der Liebe des menschengewordenen Gottes und seiner heiligen Mutter,

P. Paul Schindele SJM
(Generaloberer)

SCHWANGERE FRAU MIT KREBS IM ENDSTADIUM ÜBERLEBT UND ENTSCHEIDET SICH FÜR DAS LEBEN

Francesca Pollio Fenton / Catholic News Agency - Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Catholic News Agency. Übersetzung und sprachliche Anpassung aus dem Englischen durch SJM



Bei Jessica Hanna, einer Mutter von vier Kindern, war Brustkrebs im Endstadium diagnostiziert worden, als sie in der 14. Woche schwanger war. Mehrere Ärzte rieten ihr zu einer Abtreibung. Sie lehnte ab und entschied sich für das Leben.

In einem Interview mit EWTN Pro-Life Weekly am 1. September 2022 beschreibt sie, dass diese Schwangerschaft ganz anders war als ihre drei vorangegangenen: „Das war Gott, der mich zu etwas Großem berufen hatte.“

Bevor sie schwanger wurde, hatte Hanna einen Knoten in ihrer Brust bemerkt. Die Ärzte stellten eine Fehldiagnose und hielten den Knoten für gutartig. Zwei Wochen später erfuhr sie, dass sie schwanger war. Bei ihrem ersten Gynäkologen-Termin ließ sie den Knoten erneut untersuchen. Dabei stellte sich heraus, dass sie Brustkrebs hatte. Zunächst dachten die Ärzte, es handele sich um einen kleinen Tumor im

Stadium 1. Nach der Operation erfuhr sie jedoch, dass der Tumor 13 Zentimeter groß war und sich im Stadium 4 befand – das bedeutete, dass der Krebs mit aller Wahrscheinlichkeit unheilbar war.

Als leidenschaftliche Lebensschützerin, die ihre Überzeugungen offen im Internet und mit den Menschen in ihrem Umfeld geteilt hatte, erklärte Hanna, wie ihre Schwangerschaft sie dazu gebracht hatte, ihre Überzeugungen nun wirklich zu leben.

„Plötzlich ist man selbst die Frau geworden, über die man in verschiedenen Diskussionen gesprochen hat. Darüber, was zu tun sei, wenn das Leben der Frau in Gefahr ist?“, berichtet sie. „Jetzt war es an der Zeit, dass ich meine Überzeugung auch in die Tat umsetzte“.

Als gläubiger Katholikin half Hanna ihr Glaube, die schweren Zeiten zu überstehen. Nach jeder Chemotherapie betete sie am Grab des

seligen Pater Solanus Casey, der in ihrer Heimatstadt Detroit begraben ist.

„Ich habe an seinem Grab gebetet, dass ich durch ein Wunder geheilt werde möge und dass mein Sohn wohlbehalten und gesund zur Welt komme“, erinnert sie sich.

Eine weitere Heilige, an die sie sich wandte, war die heilige Gianna Beretta Molla. Auch bei der heiligen Gianna wurde während der Schwangerschaft eine lebensbedrohliche Krankheit diagnostiziert. Hanna erklärt, dass sie sich, ähnlich wie die heilige Gianna, während der Schwangerschaft für eine Behandlung entschied, die ihr Baby nicht gefährden würde. „Viele Menschen wissen nicht, dass eine Chemotherapie während der Schwangerschaft eigentlich recht sicher sein kann“, erklärt Hanna. „Ich habe den Mittelweg gewählt, eine modifizierte Chemotherapie zu machen, und die heilige Gianna war hier eine große Inspiration für mich.“

Nach ihrer Diagnose spürte sie, dass Gott sie zu etwas rief. Sie wusste nicht, was die Zukunft bringen würde und richtete zwei Tage nach ihrer Diagnose einen Social-Media-Account ein, um ihren Weg mit anderen zu teilen und eine Gebetsgemeinschaft zu gründen, in der sie mit ihren Freunden beten und ihr Leiden für deren Anliegen aufopfern konnte.

„Ich war der Meinung, dass kein Leid jemals umsonst sein sollte“, sagt Hanna. „Ich wusste nicht, wohin Gott mich führen wollte. Würde er mich auf einen Weg führen, auf dem ich den Menschen zeigen muss, wie man in Würde stirbt, mit seiner Gnade und Barmherzigkeit? Oder würde er ein Wunder vollbringen?“ Sie fährt fort: „Ich hatte beschlossen, die sozialen Medien zu nutzen, um zu zeigen, dass – egal was man befürchtet, was passieren kann – das Vertrauen in Gott das Wichtigste ist ... Dass man seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse aufgibt und sie am Fuße des Kreuzes zurücklässt, damit ER sich darum kümmert.“

Hanna hat drei Ratschläge für Frauen, die sich in ähnlichen Situationen befinden:

Als Apothekerin ermutigt sie Frauen, immer mehrere ärztliche Meinungen einzuholen, bevor sie eine Entscheidung treffen.

Sie holte acht bis zehn Meinungen ein, bevor sie mit der Behandlung fortfuhr. Einige Ärzte rieten ihr, die Schwangerschaft abzubrechen, und sie erklärte, dass dies „überhaupt nicht notwendig war. Meine Prognose hat sich nicht

geändert. Mein Behandlungsplan hat sich nicht geändert – schwanger oder nicht schwanger“.

Zweitens: Zur Muttergottes gehen.

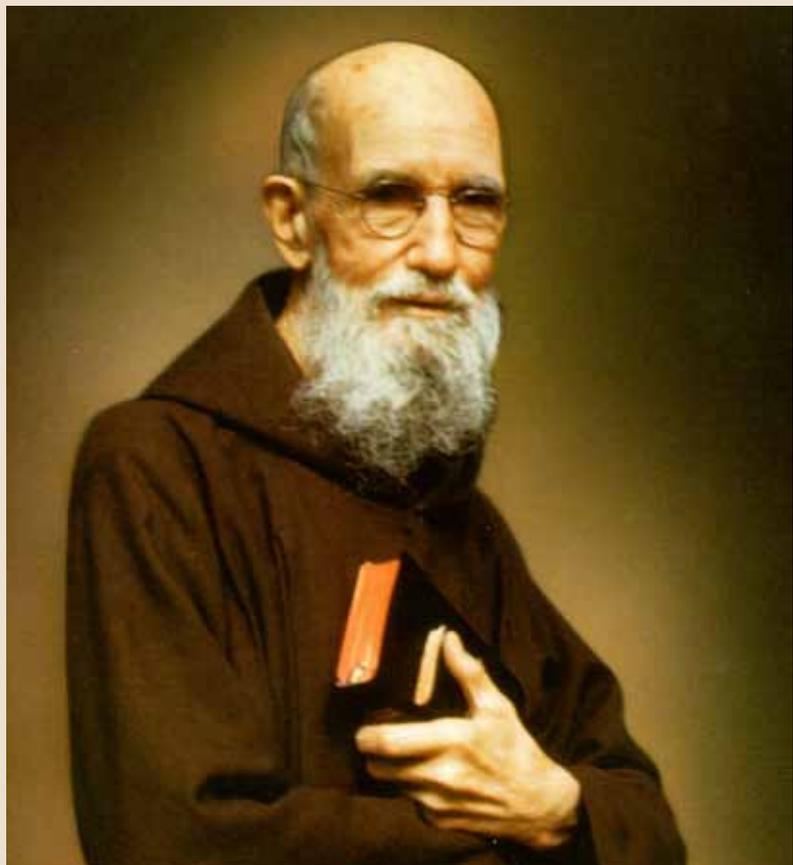
„Die heilige Jungfrau Maria ist jemand, der weiß, wie es ist, Sorgen und Ängste zu haben, wenn es um das eigene Kind geht“, betont sie. „Wenn du also zu ihr gehst, wird sie diese Ängste nehmen, sie zu ihrem Sohn bringen und mit dir gemeinsam bitten, dass er dich und dein Kind befreit und euch seine Barmherzigkeit schenkt.“

Und schließlich: das Leiden mit dem Kreuz Christi verbinden.

„Dass Sie an die Nägel denken, wenn es sich um eine Infusion handelt, die in seine Hände und Füße getrieben werden, oder dass Sie beim quälenden Warten auf einen Scan oder ein Testergebnis an seine Qualen im Ölgarten denken“, sagt sie.

Nach der Geburt waren ihre Scans eindeutig – es gab keine Anzeichen dafür, dass der Krebs auf andere Organe oder Lymphknoten übergegriffen hätte. Ihre einst unheilbare Diagnose war nun heilbar.

Sie nannte ihren Sohn Thomas Solanus. Ihr Fall wurde für die Heiligsprechung des seligen Pater Solanus Casey eingereicht.



Seliger Solanus Casey OFM Cap.

ATBASAR – EIN PFERDEMARKT UND EINE PFARREI

Mein neuer Wirkungsort in Kasachstan

VON PATER EDUARD DEFFNER SJM

Vielleicht erinnern Sie sich an den Artikel über meine Arbeit in Kasachstan 2020/21. Ich war damals im katholischen Nationalheiligtum in Osornoje tätig. Seitdem ist viel geschehen. Ende 2021 kam ich in die Städte Akkol und Stepnogorsk, dort betreute ich die Pfarrei und kümmerte mich um Männer am Rande der Gesellschaft.



Auf Ansuchen des Bischofs kam dann Atbasar (Kleinstadt 250 km nordwestlich der Hauptstadt Astana, 28.000 Einwohner) ins Gespräch, für das er einen neuen Pfarrer suchte. Wir als Gemeinschaft entsprachen seiner Bitte, zumal es dort fünf Schwestern der Franziskanerinnen von der Immaculata (SFI) gibt und wir so auf eine Zusammenarbeit hoffen konnten.

Atbasar entstand aus einem Grenzposten des russischen Zarenreiches und wurde mit der voranschreitenden Kolonialisierung der kasachischen Steppe 1845 ein Kosakendorf und 1879 Stadt. Als Durchgangsort der Karawanen gewann es schnell an Bedeutung. Atbasar bedeutet Pferdemarkt. Es siedelten sich verschiedene Betriebe an. Heute befindet sich hier das Instandsetzungswerk der Eisenbahn. Die Abwanderung vieler Deutscher und Polen und zwei schwere Hochwasser in den 2010er Jahren setzten dem Ort sehr zu.

Die Pfarrei vom Heiligen Geist in Atbasar

Bereits nach der Unabhängigkeit Kasachstans (1991) wurde eine Pfarrei registriert. P. Otto Messmer SJ (+2008) wirkte hier mehrere Jahre. Wegen der Abwanderung der Deutschen erstarb das Pfarreileben und konnte erst Ende der 90er Jahre wieder aktiviert werden. So kam es zur Gründung der Pfarrei vom Heiligen Geist im November 2000. Ein Haus an einer Turnhalle, direkt am zentralen Stadtplatz, diente als Kirche. 2003 kamen die Franziskaner der Immaculata. Es wurde der Umbau der Turnhalle in eine Kirche begonnen und 2006 abgeschlossen. Nach dem Weggang der Franziskanerbrüder übernahmen Weltpriester die Pfarrei, bis ich am 10. Juli 2022 zum Pfarrer bestellt wurde.

Man schätzt die Gesamtzahl der Katholiken auf 100, davon kommen gegenwärtig 15 – 20 sonntags in die Kirche. Die Schwesterngemeinschaft gehört zusammen mit der Männergruppe, die ich besonders betreue, zu den regelmäßigen Besuchern an den Werktagen. Jeden Tag findet eine heilige Messe, eine Stunde Anbetung mit Rosenkranz und Beichtgelegenheit statt.

Jede Woche halten die Schwester eine Spiel- und Katechesegruppe für Kinder, die meist aus nicht religiösen Familien kommen. Viele dieser Kinder baten schon meine Vorgänger um die Taufe. Ich begann nun mit Katechesen für Erwachsenentaufe und Ehevorbereitung. Zurzeit bereite ich drei Paare auf die Trauung und auf die Taufe des jeweiligen Partners vor.

Die Schwesterngemeinschaft

Sie besteht aus fünf Schwestern, die ein halbkontemplatives Gemeinschaftsleben pflegen. Arbeit für Arme und Kinder stehen im Mittelpunkt der aktiven Tätigkeiten. Einmal monatlich feiere ich die heilige Messe in der alten Form in ihrem Kloster, da sie sich neben dem Neuen Ritus auch der überlieferten Form der Liturgie verbunden fühlen.

Das Dorf Nowoselskoje und weitere mögliche Außenstationen

Ein kleines Haus im herkömmlichen Stil der Russen dient als Kapelle, die vor drei Jahren renoviert wurde. Dabei wurde bekannt, dass

das Haus nicht die erforderliche staatliche Registrierung als Gebetsstätte besitzt. Außerdem kam dann Covid-19 und brachte die Gottesdienste dort zum Erliegen. Vorher kamen 10 Leute am Sonntag. Ich halte nun einmal monatlich die heilige Messe in Privathäusern mit 2-3 Gläubigen. Mit Hilfe der Bürgermeisterin haben wir bereits die staatliche Zustimmung zur Nutzungsänderung erhalten, so dass bald die Messe wieder in der Kapelle gefeiert werden kann.

Jesil ist eine Kleinstadt in 150 km Entfernung mit 11.000 Einwohnern, die zum ausgedehnten Pfarrgebiet gehört. Ich habe Nachrichten, dass es dort mindestens 20 Gläubige geben soll und werde der Sache bei nächster Gelegenheit nachgehen. Außerdem soll es in der Umgebung von Atbassar Dörfer mit einem noch immer hohen Anteil an Deutschstämmigen geben. Dass die Gläubigen derart verstreut wohnen, ist in Kasachstan nicht ungewöhnlich.

Die Männergemeinschaft

Meine Versuche, Menschen am Rand der Gesellschaft zu helfen, nehmen nun konkretere Formen an. Zurzeit betreue ich drei Männer, die aus unterschiedlichen Gründen zu mir fanden. Der mir vertrauteste ist Bowa (Namen geändert). Ich durfte ihn nach einjähriger Vorbereitung im letzten Jahr taufen. Dann ist da Witali, der sich im letzten Winter fast Hände und Füße abgefroren hatte. Zuletzt fand ein schon älterer Herr zu uns. Er kümmert sich um Haus und Küche. Ich hoffe, dass es schon bald möglich sein wird, zusammen mit der Hilfe verlässlicher Mitarbeiter, Männer von der Straße aufzunehmen, die meist unter Alkoholproblemen leiden. Die Männer unterstützen mich auch im Kirchenkloster, in dem einiges zu reparieren ist. Das gesamte Gebäude wird durch Kohle beheizt. Auch darum kümmern sie sich. Die übertragene Verantwortung und die Möglichkeit eines Verdienstes sollen ihnen bei ihrer Stabilisierung und für einen künftigen Neustart in das normale Leben helfen.

Vielleicht wird es später einmal soweit sein, auch hier ein eigenes Haus zu mieten, wie das in Stepnogorsk der Fall war, um dann auch Menschen von der Straße aufzunehmen. Das Kirchenkloster befindet sich nämlich direkt am Stadtplatz mit Rathaus und ist somit nicht der geeignete Ort für ein solches Projekt.

Wer an einem Newsletter über meine Mission interessiert ist, kann eine Mail an deffner@sjm-online.org schicken. Betreff „Newsletter“.



Kirche in der Außenstation Novoselskoje



DIE PRIESTERAUSBILDUNG IN DER SJM



VON FRATER THOMAS MÜLLER SJM
UND FRATER JOHANNES NEUSS SJM

Um den Menschen später als Priester dienen zu können, ist neben der spirituellen Formung vor allem ein fundiertes Studium der Philosophie und Theologie nötig. Bei uns ist das Studium in zwei Abschnitte untergliedert. Der erste Studienabschnitt findet im ordenseigenen Studienhaus St. Petrus Canisius in Blindenmarkt (Niederösterreich), der zweite an der Phil.-Theol. Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz im Wienerwald statt.

Erster Studienabschnitt

Die Studenten, die sich bei uns in der Ausbildung befinden, werden auch Scholastiker genannt. Einige Vorlesungen und Seminare des ersten Studienabschnitts werden von eigenen Mitbrüdern (mit entsprechendem Lizentiat oder Doktorat) gehalten, für die Mehrzahl an Fächern laden wir Dozenten aus verschiedenen

Teilen Deutschlands und Österreichs ein. Das so erworbene Wissen wird dann in der übrigen Studienzeit mithilfe der kleinen, aber feinen hausinternen Bibliothek weiter vertieft. Denn, wie ein Schild an der Bibliothekstür verkündet: „Wer nicht liest, ist nicht besser dran als der, der nicht lesen kann.“

Ein großer Vorteil des Studiums im eigenen Ordenshaus ist, dass es in den normalen Alltag als Ordensmann integriert wird. Schon der heilige Ignatius war sich bewusst, dass die Fruchtbarkeit des Studiums nicht nur von der Menge des Wissens abhängt: „Nicht das Vielwissen sättigt die Seele und gibt ihr Befriedigung, sondern das innere Schauen und Verkosten der Dinge.“ Die Betrachtung und die heilige Messe am Morgen, mittägliche Gewissenserforschung, die geistliche Lesung sowie die Anbetung mit Rosenkranz am Abend bieten die Möglichkeit, das Erlernte gleich vom Kopf ins Herz rutschen zu lassen und mit dem eigenen Alltag als Ordensmann in Verbindung zu bringen.

Darüber hinaus werden die Studenten in dieser Zeit des Studiums besonders durch das Gemeinschaftsleben geprägt: Gemeinsame Mahlzeiten, Zeiten der Erholung, Ausflüge und Sport tragen zum Ausgleich vom Studium bei. Außerdem hat jeder Student verschiedene Aufgaben im Haus, in denen er den Mitbrüdern dienen und praktische Erfahrung sammeln kann. Nicht zuletzt bietet auch das Apostolat als Gruppenleitung in der Katholischen Pfadfinderschaft Europas die Gelegenheit, den guten Samen, den man durch Ordensleben und Studium erhalten hat, weiter auszusäen und dabei selbst menschlich zu reifen.

Zweiter Studienabschnitt

Der zweite Studienabschnitt bringt schon äußerlich einige Veränderungen mit sich: Statt mit einer Handvoll Mitbrüdern, studiert man in Heiligenkreuz mit ca. 200 Kommilitonen unterschiedlichster (sowohl örtlicher als auch geistlich-spiritueller) Herkunft: römisch-katholische und katholisch-unierte Seminaristen, Mitglieder anderer Orden, gestandene (Ordens-)Priester, die zur Weiterbildung studieren, freie Studenten auf der Suche nach ihrer Berufung, aus vielen Ländern der Welt und mit den spannendsten Hintergründen (vom IT-Fachmann über Tischler und Konditor bis zu konvertierten Juden und evangelischen Pastoren). Der größere Campus bringt vielfältige Möglichkeiten mit sich: Im Studium bietet sich eine beachtliche Auswahl von Wahlfächern, besonders auch im Bereich der Medienarbeit; in der Freizeit gibt es neben geistlichen Angeboten (Anbetung, Bibelkreis, gemeinsamer Rosenkranz) auch Gelegenheit zu Sport, Theater oder gemeinsamen Ausflügen.

Aber auch im persönlichen Leben gibt es einige Veränderungen: Das „Heraustreten“ aus dem geregelten Rahmen des eigenen Ordenshauses erfordert eine bessere Selbstorganisation, sowohl im Alltäglichen als auch im Geistlichen. Diese Herausforderung bildet eine gute Vorbereitung auf das spätere apostolische Wirken, das oft die immer neue Anpassung an neue Gegebenheiten fordert.

Das alles findet statt in einer von gelebtem Glauben geprägten Atmosphäre, die dem Einzelnen den Rückhalt vermittelt, die die Gemeinschaft der Kirche bietet. Der Austausch und die entstehenden Kontakte und Freundschaften stärken auf dem Weg der eigenen Berufung.



BEI „HEARTSOME“ IN INDIEN



Aufgrund der religionspolitischen Lage konnte P. Gabriel in Indien keine priesterliche Kleidung tragen.

VON PATER GABRIEL
JOCHER SJM

Unsere sechsmonatige Terziats-Zeit wurde durch ein vierwöchiges Sozialpraktikum abgeschlossen. Ich selbst durfte diese Zeit in Indien bei einer Gemeinschaft von „Heartshome“ (in Deutschland „Offenes Herz“) verbringen. Das Charisma dieser Gemeinschaft besteht darin, Verbundenheit mit armen und leidenden Menschen zu leben nach dem Vorbild der Gottesmutter Maria unter dem Kreuz.

Heartshome führt Häuser in verschiedenen Teilen der Erde und lädt „Volunteers“ (Freiwillige) ein, in diesen Häusern mit zu leben und an dem Charisma teilzuhaben.

Das „bessere“ Leben: Deutschland oder Indien?

Samitra wohnt in einer Kleinstadt südlich der tamilischen Metropole Chennai. Sie ist eine selbstbewuss-

te Frau mittleren Alters, von Beruf Englischlehrerin. Sie spricht aber auch perfekt Deutsch, denn neben einem vierjährigen Japan-Aufenthalt hat sie mit ihrem Mann 25 Jahre in Deutschland gelebt. Sie kennt unsere westliche Kultur also bestens. Sie ist gebildet und drückt sich sehr gewählt aus. Die Frage, ob sie sich vorstellen könne, dauerhaft in Deutschland zu leben (wo ihre Kinder aktuell leben und bleiben wollen), verneint sie aber klar: „Im Vergleich zu Westeuropa ist Indien vielleicht laut und nicht ganz so sauber und organisiert, aber trotzdem will ich auf jeden Fall in Indien bleiben. Und zwar gerade wegen der ‚Lebensqualität‘. Die Inder wissen nämlich besser, wie man ein gutes Leben lebt. Obwohl wir hier tagtäglich auf unsere Begrenztheit und unsere Armut stoßen, haben wir dennoch viel weniger Sorgen und sind zufriedener und glücklicher als die Menschen in Deutschland. Wir leben in der Gegenwart und nicht in der Zukunft.“

Dieser Austausch mit Samitra am Ende meines vierwöchigen Indienaufenthalts hat mir sehr geholfen, die vielen Eindrücke und Begegnungen richtig einzuordnen. Hier ein paar Notizen, die ich mir während meines Aufenthalts gemacht habe:

Im Garten

Nach einem relativ problemlosen Flug wurde ich von Pater Olivier und dem deutschen Volunteer Jonas begrüßt. Anschließend fuhren wir zum sogenannten „Garden“, eine Mango-Plantage, südlich von Chennai, wo die Gemeinschaft in mehreren Wohneinheiten Menschen, die aus der Gesellschaft oder ihrer Familie ausgestoßen wurden, eine sichere Heimat bietet.

Die Fahrt war schon ein heftiger Taktwechsel: Es herrscht auf den Straßen eine solche „Dynamik“ zwischen LKWs, Bussen, „Share-Autos“ (dreirädrigen Taxis), Motorrädern etc., dass es beispielsweise den europäischen

Volunteers verboten ist, mit dem Auto zu fahren – einfach zu „risky“! Im Garten wurde ich von den Bewohnern herzlich begrüßt und aufgenommen. Gewöhnungsbedürftig war für mich einerseits das Essen: Sehr fremdartig, „spicy“, ungewohnte Gewürze, noch mehr allerdings die Art zu essen: nämlich mit der rechten Hand! Also so, wie man es in Deutschland als Kleinkind eigentlich abtrainiert bekommt. An beides hatte ich mich bald gewöhnt, selbst wenn Löffel verfügbar waren, nahm ich die Hand.

Beeindruckend an dem Leben im Garden ist, dass es dort recht viel geistliches Programm gibt: Messe, Rosenkranz, eine Stunde Anbetung, Laudes, Vesper... Diese Programmpunkte geben dem Ganzen einen guten Rahmen und bringen die Gemeinschaft zusammen. Es sind ja alles Leute, die keine richtige Heimat haben (bzw. sogar aus ihrer Familie verstoßen wurden) und die ihr Zuhause an diesem ruhigen Ort haben.

Harter „Cut“: Chennai

Das Leben im Garden ist recht ruhig und langsam, so dass ich mich freute, als es hieß, dass wir nach Koyambedu, einem Stadtteil in Chennai, aufbrechen, wo die männlichen Volunteers ihr „Hearts-Home“ haben. Jeder hatte mir vorher gesagt, dass das Leben dort sehr einfach sei – aber soo einfach... Es war auf jeden Fall eine sehr eindrückliche Erfahrung! Das Haus liegt in einem armen Viertel, im Übergang zum Slum: Müll auf den engen Gassen, sehr kleine Wohnungen, in denen auch große Familien leben müssen, Kinder teilweise ohne Schulbildung. Manche Familien wohnen in selbst zusammengebauten Hütten mit Holzstangen und Palmdächern, die Leute kochen teilweise draußen mit Feuer... und alles sehr eng, ohne Möglichkeit, mit dem Auto durchzufahren. Das Hearts-Home hat zwar zwei Stockwerke, ist aber so klein, dass jedes Stockwerk nur zwei kleine Räume hat: ein Raum, der leer ist als Esszimmer (man isst am Boden, ohne Stühle und Tisch) und gleichzeitig als

Spielzimmer für Kinder, eine kleine Küche, oben ein Schlafraum (man schläft auf Matten am Boden), und die Kapelle, die selbst für drei Personen recht eng ist. Fließendes Wasser gibt es nicht, dafür stehen in der Küche jede Menge Wasserbehälter, die man alle zwei Tage auffüllen kann, wenn der Wassertank-LKW einen Schlauch durch die Straße legt.

Das Frühstück holt man sich oft bei einer Straßenverkäuferin, die „Dosei“ – eine Art Reispfannkuchen – mit allerhand Soßen anfertigt, direkt auf der Gasse sitzend. Die Zubereitung schaut erst einmal fremd aus, aber das Essen schmeckt eigentlich ganz gut.

Volunteer Jonas führte mich am nächsten Tag ein bisschen durch das Viertel und auch zum Fischerhafen. Einerseits war es bedrückend für mich, so viel Elend, Müll und Perspektivlosigkeit zu sehen, andererseits aber auch bewundernswert, mit welcher Offenheit Jonas auf die Leute zugeht und wie viele Freunde/Bekannte er dort schon hatte. Die Inder sind nach meinem ersten Eindruck sehr offen (und auch etwas neugierig) und es ist leicht, eine Bekanntschaft zu beginnen.

Verbundenheit mit dem Herrn und den Menschen

Beeindruckend und schön ist es, mit welcher Selbstverständlichkeit die Volunteers ihr geistliches Programm in Indien leben, insbesondere die einstündige Anbetung: Gerade bei den heißen Temperaturen fand ich das gar nicht so einfach. Aber irgendwie ist es auch so, dass dieses „Ausruhen beim Herrn“ ein Stück innere Heimat und Frieden schenkt – gerade in dieser lauten und pulsierenden Stadt. Die vielen Eindrücke, Begegnungen und Schwierigkeiten müssen irgendwo abgelegt werden. Und das Herz Gottes ist dafür der beste Ort! Ein Volunteer erklärte es mir so: Das Charisma von Heartshome bestehe im Mitleiden mit den Ärmsten. Zu diesen Ärmsten gehöre aber auch der Herr. Daher würden sie Jesus als den am meisten

Verlassenen besuchen, ihm Gesellschaft leisten und versuchen, ihn im heiligsten Sakrament, in einem kleinen Raum mitten im Slum, zu „trösten“. Diese Haltung Jesus gegenüber helfe ihnen dann auch in der Begegnung draußen mit den Menschen.

Bisher hatte ich mich als einen recht flexiblen Menschen eingeschätzt, der sich in vielen Situationen zurechtfinden kann, aber manche Tage in Indien waren wirklich nicht einfach für mich! Alles ist anders, eine komplett andere Kultur, eine unverständliche Sprache, viele können kein Englisch, bzw. mein Englisch ist so mangelhaft, dass ich mich oft nicht ausdrücken kann, es gibt keine Privatsphäre, es ist heiß, schmutzig... – Zugegebenermaßen hatte ich einige Male den Gedanken: Hoffentlich ist die Zeit bald vorbei und ich darf wieder daheim sein! Den Volunteers – die sogar ein bis zwei Jahre in Indien verbringen – geht es manchmal ähnlich, aber sie sind gleichzeitig sehr dankbar für ihre Volunteerszeit. Sie sagen, sie erleben hier nämlich Verbundenheit. Mit den allereinfachsten Menschen überhaupt. Und dieses Gefühl von Verbundenheit ist stärker als die Sehnsucht nach Komfort bzw. die Furcht vor dem dortigen Leben. Und man erfährt immer wieder, dass Gott mittendrin dabei ist.

Zum Beispiel beim Besuch von Jioti und seinen Freunden im Garden: „Heute kam ein Auto aus Chennai mit jungen Männern, die alle irgendwelche körperlichen Handicaps hatten. Initiiert von Jioti, einem Musiker und Hindupriester, der verkrüppelte Beine hat und ein Freund von Hearts-home ist. Es war so schön zu sehen, wie sie die friedliche Atmosphäre des Gartens bestaunten und genossen und welche Freude und Wahrheit ihre Gesichter hatten. Trotz ihres Leids ein Geschenk.“

Eine andere schöne Fügung war, dass ich am 3. Juli, dem Fest des Apostels Thomas, sein Grab besuchen durfte. Tatsächlich hat der Heilige dort sein Martyrium erlitten und wird in



Indien sehr verehrt. Meine Erfahrung war, dass Religion und Gebet für jeden Einzelnen eine ganz große Bedeutung hat. Ein Mensch, der Gott und auch das Gebet nicht in sein Leben integriert, ist in Indien nicht vorstellbar (dies gilt eigentlich für jede Religion dort). Man kann sich vorstellen, dass gerade der 3. Juli ein richtiges „Glaubensfest“ war!

Schwachheit

In den ersten zwei Wochen war das Thema „Schwachheit“ präsent: Man merkt einfach, dass man in so vielen Situationen ohnmächtig ist. Kommunikation, Essen, gegenseitiges Verständnis, tatsächlich auch die Einfachheit des Lebens, es gibt nur wenig, was man „tun“ kann, man fühlt sich nutzlos... Aber von allen, die ich um Rat (bzw. um „sinnvollere“ Tätigkeiten) bat, kam die Einladung, einfach bei den Leuten zu sein, sich zu ihnen zu setzen, ohne viel zu reden, Interesse und Wertschätzung zeigen. Anhand dieser „Bedienungsanleitung“ versuchte ich vorzugehen, aber natürlich nur mit langsamem Erfolg.

Anbetung Teil 1

Gleichzeitig entdeckte ich in dieser Zeit aber auch die Wichtigkeit und Schönheit der eucharistischen Anbetung ganz neu: Hier konnte man ruhen und – noch entscheidender – Vertrautheit mit dem Herrn erleben. Vertrautheit und Begegnung, ohne

äußeren Druck oder Nützlichkeitsdenken: Das ist auch das „Rezept“, das meiner Beobachtung nach die Volunteers gerne in Indien sein lässt. Sowohl mit dem Herrn, aber dann auch mit den Menschen. Dementsprechend geben sie grundsätzlich kein Geld: Denn dadurch würde jede Freundschaft zerstört. Ihr Charisma ist vielmehr: Bei den Leuten sein und mit ihnen in ihrer Armut auch mitleiden. Compassion.

Anbetung Teil 2

Noch ein anderer Aspekt von Anbetung wird von Heartshome gelebt: Anbetung als Antwort auf das „I thirst“ Jesu am Kreuz. Ein Volunteer hat es mir am Anfang mit einfachen Worten so ausgedrückt: Wir machen die Anbetung auch, um Jesus in seiner Einsamkeit zu trösten und bei ihm zu sein. Er ist der Ärmste von allen Armen. Er sehnt sich nach Gemeinschaft und erfährt gleichzeitig so viel Ablehnung. Für mich war dieser Gedanke sehr ergreifend, besonders wenn man in einer kleinen Wohnung im Armenviertel Chennais sitzt und weiß, dass um einen herum auch sehr viel Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Leid und Ausbeutung geschieht, aber man dort, in einer kleinen Gebetszelle mittendrin, den Herrn der Welt anbeten darf!

Kultur des „Sharing“

Ein roter Faden war das „Sharing“, das

Teilen. Jeden Abend beim gemeinsamen Abendgebet, gibt es den Freiraum, den Tag gemeinsam Revue passieren zu lassen. Und zwar verbunden mit Dank an jemand anderen, aber auch mit der Bitte um Vergebung. Und es kam eigentlich immer etwas von irgendjemandem! Auch unter den Volunteers ist mir die offene Kommunikation aufgefallen.

Einmal in der Woche, am Montagabend, war im Garden immer das „Meeting“: Eine längere Aussprache in der Kommunität, wo jeder sein Herz öffnen soll und berichten kann, was ihn in der letzten Woche bewegt hat. Persönlicher Dank ist oft zu hören, aber auch direkte Kritik. Indisches Temperament kann sich auch in erhöhter Lautstärke äußern, so dass Fetzen fliegen und Tränen fließen, aber man spürt, dass die Luft im Anschluss wieder gereinigt ist. Für mich war es sehr beeindruckend, dass selbst ältere Leute dazu hingeführt werden können, sich in der Kommunität zu öffnen und damit zu einer größeren Vertrautheit beitragen können.

Durchaus möglich: Blick über den Tellerrand

Lass dich auf eine fremde Kultur ein und dein Herz wird weiter: Anfangs war ich darauf fokussiert, was ich alles hinter mir gelassen habe bzw. was ich an Vertrautem vermisste. Aber nach und nach durfte ich die Reichtümer der indischen Kultur entdecken und erfahren, dass jeder Mensch Schätze in sich trägt. Das machte meinen Indien-Besuch wirklich wertvoll. Als Europäer sind wir ja nach wie vor in Gefahr, uns mit einem Gefühl der Überlegenheit zufriedenzugeben, das aber den wertschätzenden bzw. staunenden Blick auf den anderen verstellt. Das heißt nicht, dass man die Vorzüge der eigenen Kultur ablegen muss. Aber es war für mich sehr gewinnbringend zu sehen, dass man sich auf eine fremde Kultur einlassen kann, wenn man den Menschen mit der richtigen Haltung begegnet.

Weiterführende Infos zu „Heartshome“: www.offenesherz.org

JÜDISCHER TEMPEL – KATHOLISCHE KATHEDRALE

VON PATER DOMINIK
HÖFER SJM

Gottes Wunsch bei seinen Geschöpfen zu wohnen

Im zweiten Kapitel der Genesis lesen wir, dass „Gott, der Herr, einen Garten in Eden gegen Osten hin pflanzte. Dorthin setzte er den Menschen, den er geschaffen hatte, „damit er ihn bebaue und bewahre“ (Gen 2,8.15). Der Garten Eden war ein schöner Ort, an dem Gott der Herr „in der Kühle des Tages wandelte“ (Gen 3,8). Der Garten war der Ort der Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen. Gott war in diesem heiligen Bereich gegenwärtig. Der Garten Eden war auch der Ort, an dem sich der „Baum des Lebens“ befand, der Früchte trug, die den Empfängern ewiges Leben schenkten, und der „Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“, der die verbotenen Früchte trug (Gen 2,9). Adam erhielt von Gott die Berufung, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren. Doch Adam versagte bei dieser Aufgabe, als er und seine Frau in Sünde fielen, und Gott verwies sie des Gartens. „Er setzte in den Osten des Gartens Eden die Cherubim und ein flammendes Schwert, (...) um den Weg zum Baum des Lebens zu bewachen“ (Gen 3,23-24).

Die Sündhaftigkeit Adams und Evas bedeutete, dass sie nicht länger in der heiligen Gegenwart Gottes blieben.

Eden als Urbild

Der Garten Eden war das ursprüngliche Heiligtum, das Zelt Gottes, also die verlorene Stätte der Gegenwart Gottes. Zur Zeit des Mose befahl Gott den Israeliten, eine Nachbildung des Gartens Eden zu schaffen – das Offenbarungszelt. Das Offenbarungszelt und später der Tempel des Alten Bundes waren eine Miniaturausgabe des Gartens Eden. Die Tür des Offenbarungszeltes zeigte zum Beispiel nach Osten, so wie das Tor des Gartens Eden nach Osten zeigte (Gen 3,24; Ez 40,6). Außerdem waren in



Originalgetreues Modell des Offenbarungszeltes

den Vorhang des Offenbarungszeltes Bilder von Cherubim eingewebt. Dies zeigte an, dass sie Gottes Gegenwart bewachten, so wie Gott Cherubim entsandt hatte, um das Tor zum Garten Eden zu bewachen (Gen 3,24; Ez 28,14).

Die große goldene Menora, d.h. der siebenarmige Leuchter, im Inneren des Tempels war so geformt, dass sie einem brennenden Lebensbaum ähnelte (Ex 25,31-36). Die Ausstattung des Tempels bestand aus Gartenbildern, wie man sie in Eden findet (1 Kön 6-7). Der Garten Eden soll nach jüdischer Tradition die Quelle aller Wasserläufe der Welt sein. So wurde ein riesiges Wasserbecken an der Tür des Tempels aufgestellt (Gen 2,10; Ez 47,1-12; Offb 21,1-2).

In der Bibel wird der Garten Eden als auf einem Berg gelegen beschrieben, und der Tempel selbst befand sich auf einem Berg (Ez 28,14.16; 40,2; 43,12). Vor allem aber waren der Tempel und der Garten Eden die Orte, an denen Gott inmitten seines Volkes wohnte (Gen 3,8; Lev 26,11-12; Dtn 23,14; 2 Sam 7,6-7).

Eine weitere interessante Parallele ist die sprachliche Ähnlichkeit zwischen der Beschreibung von Adams ursprünglicher Berufung im Garten Eden und der Beschreibung der Berufung der Priester im Tempel. Adam wird dazu berufen, den Garten Eden zu „bearbeiten“ (hebräisch: abad) und zu „bewahren“ (hebräisch: shamar). Diese beiden hebräischen Wörter werden ebenfalls verwendet, um die Arbeit der Leviten im Tempel zu beschreiben. Die Leviten "hüten" (shemari) das Offenbarungszelt (Num 8,26) – dasselbe Wort, mit dem Adams Hütedienst beschrieben wird. Der priesterliche Opferdienst wird als abad bezeichnet (Num 8,26; Jos 22,27; Jes 19,21) – dasselbe hebräische Wort, mit dem Adams Arbeit beschrieben wird.

Tempel und Schöpfung

Insbesondere das Judentum geht davon aus, dass die Erschaffung des Universums durch Gott im Wesentlichen die Erschaffung eines kosmischen Tempels war. Die Schöpfung wurde als ein Ort geschaffen, an dem der Mensch Gott anbeten und mit ihm Gemeinschaft haben kann. Dieses

Geheimnis wird deutlich, wenn der Herr Ijob die Erschaffung des Universums als sein eigenes heiliges Gebäude beschreibt (Hiob 38). Gott hat zuerst das Fundament gelegt (V. 4), seine Maße bestimmt und eine Linie darüber gezogen (V. 5), die Fundamente versenkt und den Eckstein gesetzt (V. 6). Währenddessen singen die „Morgensterne“ und „Gottessöhne“ (d. h. die Engel) in Anbetung (V. 7).

Diese singenden Chöre in diesem heiligen Gebäude erinnern daran, wie David die Leviten beauftragte, im Offenbarungszelt zu singen (1 Chr 15,16). Dann setzt Gott die „Türen“ ein (V. 8) und sichert das Gebäude, damit kein Wasser eindringen kann (V. 9-11). Schließlich ließ Gott die Wolken aufziehen, die an die Herrlichkeitswolke der Gegenwart Gottes über dem Tempel erinnern (1 Kön 8,11).

In der Genesis lesen wir, dass Gott die Schöpfung segnete, als sie vollendet war (Gen 2,2-4). Auch Mose segnet das Offenbarungszelt bei seiner Vollendung (Ex 31,12-17; 39,43; 40,9).

Baupläne des Offenbarungszelts des Alten Bundes

Im Mittelpunkt des Gottesdienstes des Alten Bundes stand das Offenbarungszelt, ein tragbares Zelt, das unter Mose gebaut wurde. Es bestand aus drei Vorhöfen. Der äußere Vorhof war durch Vorhänge abgetrennt und enthielt den Brandopferaltar (Ex 27,1-8), das bronzenes Becken (Ex 30,18-21) und das eigentliche Offenbarungszelt, in dem sich der zweite Vorhof befand. Er wurde „das Heiligtum“ – Sanctum – genannt und enthielt den Räucheraltar, die goldene Menora mit dem Lebensbaum und den Tisch für das Brot der Gegenwart. Hinter dem von Cherubim durchwirkten Vorhang befand sich das „Allerheiligste“ – Sancta Sanctorum, Wohnort für den dreimal (!) Heiligen – vgl. „Sanctus, Sanctus, Sanctus“ in der Heiligen Messe (vgl. auch Jes 6,3).

Das Allerheiligste enthielt nur die Bundeslade mit den Statuen zweier

goldener Cherubim, die die Bundeslade „bewachten“. Das Offenbarungszelt war dreißig Ellen lang, zehn Ellen breit und zehn Ellen hoch (30 x 10 x 10). Das Allerheiligste nahm ein Drittel des Offenbarungszelts ein und maß zehn Ellen in der Länge, zehn Ellen in der Breite und zehn Ellen in der Höhe (10 x 10 x 10). Das Allerheiligste war also ein perfekter Würfel. Aus diesem Grund wird in der Offenbarung des Johannes das neue Jerusalem als ein perfekter Würfel dargestellt (Offb 21,16).

Das Offenbarungszelt wird zum Tempel

König David eroberte Jerusalem etwa 1004 v. Chr. und machte es zur Hauptstadt seines Reiches. Mit großer Pracht transportierte David das tragbare Zelt (lateinisch: tabernaculum) aus Stoff in die Stadt Jerusalem. Dann beauftragte ihn Gott in einer Vision, einen dauerhaften Tempel für die Bundeslade in Jerusalem zu entwerfen. Sein Sohn Salomo sollte den Bau ausführen.

Dieser Tempel wurde in einem viel größeren Maßstab gebaut als das Offenbarungszelt des Mose. Er war doppelt so groß. Er war sechzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch (60 x 20 x 30). Der Boden war innen um zehn (10) Ellen erhöht, und das Allerheiligste war wiederum ein perfekter Würfel: zwanzig Ellen in Länge, Breite und Höhe (20 x 20 x 20). Es enthielt zwei hölzerne Statuen der Cherubim, die jeweils zehn Ellen hoch waren. Die Flügel eines jeden Engels waren jeweils zehn Ellen breit, so dass sie auf beiden Seiten die Wand berührten und sich in der Mitte des Raumes trafen. Ein blauer, purpurner und roter Vorhang trennte das Allerheiligste vom Heiligtum (2 Chr 3,14). Der Raum enthielt kein Licht (1 Kön 8,12). Die Wände des Heiligtums außerhalb des Allerheiligsten waren ebenfalls mit Zedernholz getäfelt und mit Figuren von Cherubim, Palmen und offenen Blumen verziert, die alle mit Gold überzogen waren. Die Tür war aus Olivenholz geschnitzt. In die

Türen waren goldene Darstellungen von Cherubim, Palmen und Blumen geschnitzt (1 Kön 6,15-18). Im äußeren Hof um den Tempel befanden sich der Opferaltar und das bronzenes Becken.

Die Babylonier zerstörten diesen ursprünglichen Tempel im Jahr 586 v. Chr. Die zurückkehrenden Juden bauten unter der Leitung von Esra und Nehemia einen zweiten Tempel wieder auf, der jedoch nie die verschollene Bundeslade enthielt.

Jahrhunderte später baute Herodes der Große die architektonische Pracht des Tempels zur Zeit Christi weiter aus. Dieser zweite Tempel wurde, wie von Jesus vorausgesagt, 70 n. Chr. zerstört (Mt 24,2).

Der Neue Bund und das Ende des Tempels

Der Tempel war die einzige Opferstätte des Alten Bundes. Brandopfer wurden nur im Tempel dargebracht, und die drei großen religiösen Feste (Pessach, Pfingsten und Laubhüttenfest) wurden hauptsächlich in Jerusalem gefeiert. Da nicht alle Israeliten zum Tempel reisen konnten, bauten sie Synagogen, die als Versammlungsorte für das Gebet dienten. Diese Gebäude waren keine Tempel im eigentlichen Sinne.

Als Christus starb, „zerriss der Vorhang des Tempels in zwei Teile, von oben bis unten“ (Mk 15,38). Dieses Wunder deutet die Kirche so, dass die Menschen nicht länger von der Gegenwart Gottes ausgeschlossen sein würden. Denn der Vorhang, der die Gegenwart Gottes im Allerheiligsten bewachte, hatte eine Trennung zum Ausdruck gebracht, dass nämlich Adam und alle seine Nachkommen von Gottes Gegenwart ausgesperrt waren. Christus aber hat Gott und die Menschheit durch seinen Sühnetod am Kreuz wieder zusammengeführt – und der Vorhang fiel weg.

Nach dem Tod und der Auferstehung Christi gab es keinen Bedarf mehr für den Tempel des Alten Bundes.

Menora/Baum des Lebens

Christus verkündete ein für alle Mal: „Es ist vollbracht“ (Joh 19,30). Der Tempel ist durch den Leib Christi ersetzt worden. „Jesus antwortete ihnen: Reißt diesen Tempel nieder, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten“ (Joh 2,19).

Zuerst gab es den Tempel Salomos. Dann gab es den Tempel, der nach dem Exil wieder gebaut und von Herodes vollendet wurde. Und schließlich gibt es den dritten Tempel – den Tempel des Leibes Christi. Die Menschwerdung Christi ist das ultimative Zeichen der Gegenwart Gottes in der Schöpfung. Wenn es in Johannes 1,14 heißt: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“, so steht da im griechischen Urtext, dass das fleischgewordene Wort „sein Zelt unter uns aufgeschlagen hat“. Als Christus im Schoß der heiligen Jungfrau Maria menschliche Gestalt annahm, errichtete er in unserer Mitte ein neues und dauerhaftes Zelt.

Die katholischen Kirchen sind deshalb nur im uneigentlichen Sinne „Tempel“. Sie werden nur deshalb als Tempel bezeichnet, weil sie den wahren Tempel enthalten: das Allerheiligste Sakrament des Leibes Christi.

Die Geburt der katholischen Kathedrale

In den ersten dreihundert Jahren des Christentums feierte die Kirche das Opfer Christi weithin auf einfachen Altären. Die Christen wurden verfolgt und errichteten in der Regel keine religiösen Gebäude für öffentliche Gottesdienste. So sollte eine Profanierung des Allerheiligsten verhindert werden. Erst zur Zeit Konstantins begannen die Christen, Gebäude zu bauen, die ausschließlich dem liturgischen Gottesdienst vorbehalten waren. Als die katholische Kirche mit dem Bau von Kirchengebäuden, insbesondere Kathedralen, begann, richteten sie diese in der Regel nach Osten aus. Dies ist die entgegengesetzte Richtung der Ausrichtung des Tempels des Alten Bundes.



Im Alten Bund befand sich die Bundeslade im Westen und die Tür im Osten. Die typische Kathedrale hat ihren Altar im Osten und ihre Tür im Westen.

Warum hat die Kirche die architektonische Ausrichtung umgekehrt?

Die Christen hatten nicht mehr das Gefühl, im Exil vor Gott zu leben. Mit anderen Worten: Die katholische Kirche hat für uns neu definiert, was es bedeutet, kosmisch gut positioniert zu sein: es bedeutet, dass wir wahrhaft auf Gott „ausgerichtet“ sind, vom lateinischen Wort *oriens*, das „Osten“ bedeutet. Wir leben nicht mehr außerhalb des Tempels im „Osten von Eden“. Wir beten in der Gegenwart Gottes, und so blicken wir auf ihn, wie wir auf die Sonne blicken, die im Osten aufgeht.

Christus erklärt, dass er aus dem Osten wiederkommen wird: „Denn wie der Blitz aus dem Osten kommt und bis in den Westen scheint, so wird

auch die Ankunft des Menschensohns sein“ (Mt 24,27). Daher beteten die ersten Christen mit Blick nach Osten und empfingen auch die Taufe mit Blick nach Osten.

Es gibt noch einige andere wichtige Verbindungen zwischen dem Tempel und der Kathedrale. Der Tempel hatte ein Heiligtum, das die vorderen zwei Drittel des Gebäudes einnahm, und ein Allerheiligstes, das das hintere Drittel des Tempels einnahm. Die Kathedrale und die meisten Kirchen bestehen aus einem „Kirchenschiff“, das in der Regel die hinteren zwei Drittel des Gebäudes einnimmt, und dem „Altarraum“, der das vordere Drittel des Gebäudes einnimmt.

Über diese Schönheit des Tempels Gottes jubeln wir: „Meine Seele verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Tempel des Herrn. Mein Herz und mein Leib jauchzen ihm zu, ihm, dem lebendigen Gott.“ (Ps 84,3).

DIE GEWISSENSERFORSCHUNG

Das rechte Maß bei der Erforschung der Sünden



VON PATER MARTIN LINNER SJM

Beim heiligen Ignatius ist die Gewissensforschung die Beobachtung des Wirkens Gottes in unserem Leben und in unserer Seele. Wie hat mich Gott geführt? Welche Gnaden hat er mir geschenkt? Einen besonderen Teil bildet dabei die Prüfung der Sünden. Wo habe ich nicht mit Gott gelebt, auf seine Gnade nicht entsprechend geantwortet?

Die Thematik der Erforschung der Sünden behandelt Ignatius in den Sündenbetrachtungen des Exerzitienbuches und lehrt in den Regeln zu den Skrupeln, wie man sich dabei vom bösen Feind nicht in die Irre führen lässt.

Verschiedene Typen des Gewissens

Die Erforschung des Gewissens läuft nicht bei jedem Menschen in der gleichen Weise,

Strenge oder Gewissenhaftigkeit ab. Denn die besondere Ausprägung des Gewissens formt maßgeblich die Intensität der Prüfung. Es gibt Menschen mit einem skrupellosen Gewissen, das nur schwer empfänglich für Reue und Besserung ist. Dann aber auch Gewissen, die zwar robust sind, aber durchaus Selbstkritik zulassen.

In der „Mitte“ ist ein „normales“ Gewissen anzusiedeln. Ein solcher Gläubiger ist mit Sorgfalt auf sein Glaubensleben bedacht. Er kommt nicht durch Oberflächlichkeit vom rechten Weg ab und resigniert genauso wenig durch Verzagtheit. Er hat den rechten Blick, die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Feinfühlig und empfindsam ist ein Gewissen, das mit großer Aufmerksamkeit innere Regungen wahrnimmt, auch wenn es nur Kleinigkeiten sind. Das skrupulöse oder ängstliche Gewissen

Verschiedene Typen des Gewissens

skrupellos
robust, unempfindlich
normal, sorgfältig
feinfühlig, empfindsam
skrupulös, ängstlich

hingegen bewertet Bagatellen oder Nichtigkeiten fälschlicherweise als Tragödien, aus einer Mücke, ja aus dem Nichts wird ein Elefant gemacht.

Der Charakter

Regungen und Bewertungen unseres Gewissens werden aber auch durch den Charakter des Menschen geprägt. Ein robuster oder dominanter Mensch, ein Macher, will, dass etwas vorangeht, er bewegt etwas. In der Regel dramatisiert er eigene Fehler wenig. Ein sorgfältiger, gewissenhafter Charakter, der uns häufig in der Erscheinung eines Perfektionisten begegnet oder wenigstens perfektionistische Tendenzen zeigt, wägt behutsam und oft (zu) lange ab, ob eine Handlung gut ist. Häufig ist er unzufrieden oder hat sogar ein quälendes Gewissen, wenn seine Tat zwar gut, aber nicht perfekt war. Er meint mitunter, sich das nächste Mal noch mehr anstrengen zu müssen.

Das geistliche Leben schenkt vermehrte Feinfühligkeit

Wenn ein Gläubiger die Heilige Schrift und die Lehre der Kirche kennt, sein Gewissen immer wieder durch einen guten Gewissenspiegel objektiviert, wird sein inneres Feingefühl gestärkt. Vor allem aber wird er durch eine lebendige Gottesbeziehung mit größerer Aufmerksamkeit erkennen, was die Freundschaft mit Gott fördert oder ihr hinderlich ist. Bereits Kleinigkeiten und scheinbar Unwichtiges wird er wahrnehmen und zu deuten wissen.

Zugleich kann die vermehrte Feinfühligkeit in Gefahr stehen, zum Übereifer zu werden, sich selbst über qualitative aber vor allem auch quantitative „geistliche Leistung“ zu bewerten, immer mehr machen zu wollen oder angeblich machen zu müssen. Dann ist auch die Skrupulosität nicht mehr weit.

Notwendige Unterscheidung

Durch die Regeln zu den Skrupeln hilft der heilige Ignatius, diese verschiedenen Regungen des Gewissens recht zu beurteilen. Bezüglich der Sünden heißt das für ein eher grobes Gewissen, größeren Schmerz über die Sünden zu suchen und deren Hässlichkeit wahrzunehmen. Ein solcher Charakter darf härter mit sich ins Gericht gehen, die Auseinandersetzung mit den Sünden darf weh tun. Beim feinfühligem oder ängstlichen Gewissen, das schon vom Guten zum Besseren vorangehen will, kann diese Übung leichter übertrieben werden. Denn eine solche Seele ist schon

über die Sünden erschüttert und hat die Bereitschaft zur inneren Erneuerung. Gerade dann ist es wichtig, nicht in den Sünden zu wühlen. Die Schwere oder Lässlichkeit der Sünden braucht nicht in einer ungeordneten Weise „perfekt“ bestimmt zu werden. Auch das Sündenbekenntnis der Beichte braucht nicht in einem uns Menschen ohnehin nicht zu leistendem Maße „perfekt“ sein, schon gar nicht in einer langatmigen Beschreibung der Sünden und Umstände. Eine solche Seele soll sich davor hüten, Sünden da zu sehen, wo gar keine sind, und sich vom bösen Feind nicht in Verwirrung oder Unruhe treiben zu lassen, die letztlich die Beziehung zu Gott vergiften.

Frucht einer Zeit mit Skrupel und Ängstlichkeit

Der heilige Gregor der Große wusste, dass Gott bei lauterem, eifrigen Seelen nicht selten Phasen von Skrupeln zulässt. Warum? Skrupel – insofern sie uns Menschen zu einer vermehrten Aufmerksamkeit anleiten – können fruchtbar gemacht werden für eine schnellere innere Erneuerung. Zugleich ist in einer solchen Situation der vertrauensvolle und offene Austausch mit einem erfahrenen Beichtvater oder geistlichen Begleiter sehr sinnvoll – wie überhaupt der erfahrene Rat von außen in der Formung des Gewissens von großem Nutzen ist und zu einer Objektivierung der eigenen Sicht beitragen kann. Dauerhafte Skrupel würden das Glaubensleben zu einer einzigen Qual und letztlich kaputt machen.

Unbeschadet der Unterstützung von außen, gibt es bei Skrupeln auch Möglichkeiten der Selbsthilfe, die aus den „Betrachtungen, eine gute Wahl zu treffen“, entlehnt werden können: Was würde ich einem guten Freund in dieser Situation raten? Was würden Eltern ihrem geplagten Kind sagen? Oder wie geht ein ruhiger und besonnener Mensch in solchen Situationen um?

Die rechte Grundhaltung

Die Beschäftigung mit den Sünden tut weh. Sie soll aber immer mit dem Bewusstsein einhergehen, dass der Barmherzige Vater den reuigen Sünder nicht verstößt, sondern in seine Arme nimmt und durch und durch heilt. Jesus ist der Erlöser. Er erlöst uns von allen Sünden und ist auch die Lösung in unseren Sünden. Dann bleibt am Ende nur große Dankbarkeit über die Liebe des barmherzigen Heilands. Denn er macht alles gut.

Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen: Zur Gewissensbildung

Der Feind achtet sehr darauf, ob eine Seele grob oder fein ist. Und ist sie fein, so besorgt er, sie je mehr ins Äußerste zu verfeinern, um sie je mehr zu verwirren und zugrunde zu richten. Wenn er zum Beispiel sieht, dass eine Seele keine tödlichen oder lässlichen Sünden in sich einlässt, noch irgendeinen Schein überlegter Sünde, dann besorgt der Feind, wenn er nicht zuwege bringt, sie in etwas fallen zu lassen, was Sünde scheint, sie [wenigstens] eine Sünde sich einbilden zu lassen, dort, wo keine ist; wie etwa bei einem Wort oder einem geringsten Gedanken. Ist die Seele grob, so besorgt der Feind, sie je mehr zu vergrößern; er wird zum Beispiel, wenn sie vorher kein Wesen aus lässlichen Sünden machte, darauf bedacht sein, dass sie aus Todsünden wenig Aufheben macht, und, wenn sie zuvor noch einige Scheu besaß, dass sie nachher sich viel weniger oder gar nichts mehr daraus macht.

Die Seele, die im geistlichen Leben voranzukommen wünscht, muss immerdar in der dem Feind entgegengesetzten Weise verfahren. Das heißt: versucht der Feind die Seele zu vergrößern, so besorge die Seele, sich zu verfeinern. Sucht der Feind sie entsprechend bis ins Äußerste zu verfeinern, so besorge sie, sich in der Mitte zu festigen, um in allem ruhig zu werden. (Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, Nr. 349f)

MODERNE HEILIGE CHARLES DE FOUCAULD

Vom Lebemann zum Heiligen

VON PATER PAUL SCHINDELE SJM

Endlich wurde Charles de Foucauld heiliggesprochen. Zusammen mit Johannes Paul II. und Mutter Teresa ist er eine weitere wirkmächtige Gestalt der jüngeren Kirchengeschichte. Dabei deutete während seines Lebens nichts darauf hin, dass dieser Mann einmal eine solche Bedeutung erhalten würde. Im Gegenteil. Wie kaum ein anderer ist er ein lebendiges Beispiel, dass Heiligkeit sich nicht daran misst, was ein Mensch geschaffen, ein Seelsorger gewirkt, ein Büsser geopfert oder ein Märtyrer gelitten hat, sondern ob sich dieser Mensch im Laufe seines Lebens von Gott hat formen lassen – immer ähnlicher dem Bildnis eines Heiligen, das Gott von Beginn an von diesem einzigartigen Menschenkind hatte.

Kind einer christlichen Familie

Charles de Foucauld wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich geboren und 1916 im Alter von 58 Jahren in der Sahara ermordet. Er entstammte einer alten Adelsfamilie, deren Wappenspruch „Jamais Arrière – niemals zurück!“ Charles im Laufe seines Lebens zum Teil sehr eigenwillig interpretierte. Etliche bemerkenswerte Persönlichkeiten finden sich unter seinen Vorfahren: Bertrand de Foucauld starb als Begleiter des heiligen König Ludwig von Frankreich auf dem sechsten Kreuzzug. Jean de Foucauld war Ratgeber Karls VII. und gut mit der heiligen Jeanne d'Arc bekannt. Der Priester Armand du Foucauld de Pontbriand erlitt zusammen mit seinem Bischof in der französischen Revolution das Martyrium.



Ein Leben ohne Gott und ohne Sinn

Lange Zeit schien es, dass Charles seiner Familie wenig Ehre machen würde. Mit sechs Jahren verlor er seine gläubige Mutter, wenig später auch den Vater. Charles de Foucauld und seine Schwester Marie wurden von ihrem Großvater aufgenommen. Frühzeitig hörte Charles mit seiner religiösen Praxis auf. Die Militärakademie von Saint-Cyr, die er in der Tradition seiner Familie besuchte, sollte er als einer der schlechtesten Absolventen seines Jahrgangs verlassen. Disziplinarverstöße aufgrund seiner Eigenwilligkeit und ein verschwenderischer Lebensstil prägten seine Dienstzeit. Die Mittel dazu hatte er nach dem Tod seines Großvaters geerbt. „Schweinchen“ nannten ihn aufgrund seines feisten Äußeren seine Kameraden, die er nach Herzenslust verwöhnte. Als Leutnant lebte er zum großen Ärger seiner Umgebung längere Zeit mit seiner Geliebten Mimmi zusammen, die er auch als seine rechtmäßige Gattin ausgab. Zum vierten Husarenregiment nach Afrika versetzt, gab er dort nach einigen Monaten – vor die Wahl gestellt – lieber seine militärische Laufbahn auf, anstelle Mimmi zu verlassen.

Alles deutete darauf hin, dass Charles de Foucauld ein zielloses Leben, ohne jedes Ideal führen werde. In Wahrheit strebte seine Veranlagung nach Ganzheit, Großmut und wahrer Größe. Dieses Streben war nur über lange Zeit fehlgeleitet. Das Leben eines Genießers und die Feste langweilten ihn, ohne dass er sich dies eingestehen wollte, wie er in einem späteren Tagebucheintrag Gott bekennt: „Ich tat das Böse, aber ich billigte und liebte es nicht. Du ließest mich eine schmerzliche Leere, eine Traurigkeit empfinden, die ich nie zuvor erfahren hatte. Jeden Abend stellte sie sich ein, wenn ich mich allein in meiner Wohnung befand. Sie machte mich stumm und wie benommen während der Veranstaltungen, die man Feste nennt. Zwar veranstaltete ich diese, aber sobald sie begonnen hatten, verbrachte ich sie in stummem Widerwillen, in unsagbarer Langeweile.“

Der ernsthafte Reisende

Eine erste Wende deutete sich an, als die Vierer-Husaren kurze Zeit nach seinem Ausscheiden aus der Armee zu einer gefährlichen Mission in Afrika befohlen wurden. Kurzerhand bat er beim Kriegsministerium um Wiederaufnahme in seine alte Einheit, notfalls sogar als einfacher Soldat, trennte sich von seiner

Mimmi (die er nie mehr wiedersehen sollte) und setzte wieder nach Afrika über. Zwischen Entlassung und Wiederaufnahme lagen ganze 75 Tage.



Das Leben im Feldlager und auf dem Kriegszug offenbarte bisher unbekannte Seiten an Charles de Foucauld: Aus dem Genießers und Rebellen war ein echter Soldat und Führer geworden, der sich freudig an die schwersten Aufgaben heranmachte, großzügig sich selbst verschenkte und seinen Leuten zugetan war. Als aber nach dem Ende der Mission wieder das eintönige Kasernenleben drohte, nahm er kurzerhand erneut seinen Abschied.

Afrika aber hatte etwas in Charles de Foucauld verändert: Der Wunsch, sich an eine bedeutende Sache hinzugeben, veranlasste ihn, eine große Reise zur Erforschung des damals noch gänzlich unbekanntes (und einem Europäer unter Lebensgefahr verschlossenen) Marokko zu unternehmen. In der Verkleidung eines marokkanischen Juden und begleitet vom echten Rabbiner Mardochai Abi Serur, durchstreifte Charles elf Monate lang das unbekanntes Land und machte geographische Aufzeichnungen. Der Bericht über diese Erforschung ist voller Abenteuer. Die beiden Reisenden schweben mehrfach in Lebensgefahr. Er gibt nicht nur Proben einer bemerkenswerten wissenschaftlichen Genauigkeit, sondern auch von Mut, Zähigkeit und Ausdauer. Das Beste an seinem Charakter offenbart sich. Damals schreibt er an seine Schwester einen Satz, der als Leitmotiv für sein Leben dienen könnte: „Wenn ein

Mann auszieht, etwas Bestimmtes zu tun, darf er nicht zurückkommen, ohne es getan zu haben.“ Am 23. Mai 1884 gelangt ein armer jüdischer Bettler an einen algerischen Grenzposten. Er ist barfuß, mager und sehr schmutzig. Dieser Bettler heißt Charles de Foucauld. Die wissenschaftliche Welt seiner Zeit ist begeistert von der Arbeit, die er geleistet hat. Es war eine wirkliche Forschungsreise. Er wird mit Lob überschüttet. Aber Charles lässt das gleichgültig. Er verlässt Algerien und lässt sich in der Nähe seiner Familie in Paris nieder. Er ist jetzt 28 Jahre alt.

Auf der Suche nach Gott

Seit früher Kindheit hatte Charles eine besondere Beziehung zu seiner acht Jahre älteren Cousine Marie. Mit elf Jahren hatte er ihr erklärt, sie – „das schönste Mädchen auf der Welt“ – später zur Frau nehmen zu wollen. Marie heiratete einige Jahre später den Vicomte de Bondy, die besondere Beziehung zwischen ihr und Charles blieb erhalten (noch als Einsiedler in der Sahara führten beide einen regen Briefwechsel). Während seiner ausschweifenden Militärzeit hatte Marie immer wieder versucht, einen guten Einfluss auf Charles auszuüben. Charles wird später in seinen Briefen

bekennen, dass neben der Gnade Gottes seine Cousine Marie den größten Anteil an seiner Bekehrung und seiner Berufung zum Einsiedler habe. Nach seiner Rückkehr aus Algerien lernte Charles im Haus seiner Cousine einen Priester kennen, der neben Marie de Bondy die zweite wichtige Person in seinem Leben werden sollte: Abbé Huvelin, Vikar an Saint Augustin in Paris, seinen langjährigen geistlichen Ratgeber und Seelenführer.

Die Zeit in Afrika und vor allem die Erfahrungen mit dem großen religiösen Ernst unter jüdischen und moslemischen Männern hatten seinen jugendlichen Agnostizismus ins Wanken gebracht. Charles wurde ein religiös Suchender: „Mein Gott, wenn es dich gibt, lass mich dich erkennen.“ Als er Ende Oktober 1886 eines Morgens nicht mehr schlafen konnte, suchte er in Saint Augustin Abbé Huvelin auf: „Monsieur l'Abbé, ich habe keinen Glauben. Bitte helfen sie mir.“ – „Knie nieder! Bekenne Gott deine Sünden und du wirst glauben!“ Charles de Foucauld gehorchte und bekannte vor dem Priester demütig seine bewegte Vergangenheit. Anschließend kommunizierte er. Diese „zweite Erstkommunion“ bedeutete einen Wendepunkt in seinem Leben.



Hier liegt der Anfang der eigentlichen Berufung von Charles de Foucauld. „Sobald ich erfasst hatte, dass Gott existiere, begriff ich auch mit einem Schlag, dass ich nichts anderes tun könne, als für ihn allein zu leben.“

Auf der Suche nach seiner Berufung

Er denkt jetzt nur noch an Jesus, dessen wahre Gestalt er unermüdlich im Evangelium sucht. Für ihn schließt Liebe den Wunsch ein, denjenigen nachzuahmen, den man liebt. Er will leben wie Jesus in Nazareth. Es erwacht in ihm ein leidenschaftliches Verlangen nach Verdämigung, nach Handarbeit, nach Armut und nach der völligen Gleichheit mit den Armen, zu denen auch Jesus gehörte. Zur Klärung seiner Berufung rät ihm Abbé Huvelin zu einer Pilgerfahrt ins Heilige Land. Von dort zurückgekehrt entschließt er sich, in den Trappistenorden einzutreten, und zwar in das arme Trappistenkloster von Notre-Dame-des-Neiges auf der Hochebene von Ardèches. Später bittet er, in ein noch ärmeres Kloster geschickt zu werden, nach Akbes, einer Neugründung im Norden von Syrien. Aber seine Seele ist weiterhin unbefriedigt.

Eines Tages schickt der Abt des Klosters Bruder Marie-Albéric (wie Charles de Foucauld als Trappist hieß) zur Totenwache in die Familie eines arabischen Christen im Nachbardorf. Die Begegnung mit der Welt der Armen wirft ihn völlig um. Bei seiner Rückkehr schreibt er: „Welcher Unterschied zwischen dem Haus dieses armen Arbeiters und den Klostergebäuden! Ich bin nicht zufrieden, ich seufze nach Nazareth!“ – Und doch war das Leben eines Trappisten im Kloster von Akbes wahrhaft arm!

Im Auftrag seiner Oberen beginnt Charles de Foucauld die Studien zur Vorbereitung auf das Priestertum. Lange Zeit erfüllt ihn der Gedanke mit Sorge, durch die Würde und das Ansehen des Priesterstandes nicht mehr „den letzten Platz“ einnehmen zu können. Es ist ganz deutlich, dass Nazareth für ihn nicht nur ein verborgenes Leben, die völlige Loslösung, die Abgeschiedenheit von der Welt und die Arbeit in einem wenn auch sehr armen Kloster bedeutet, sondern ein Leben inmitten der Armen dieser Welt, ein Lebensstand, der aus ihm einen Menschen macht, der wirklich als Armer und als einer der Kleinen dieser Welt behandelt wird.

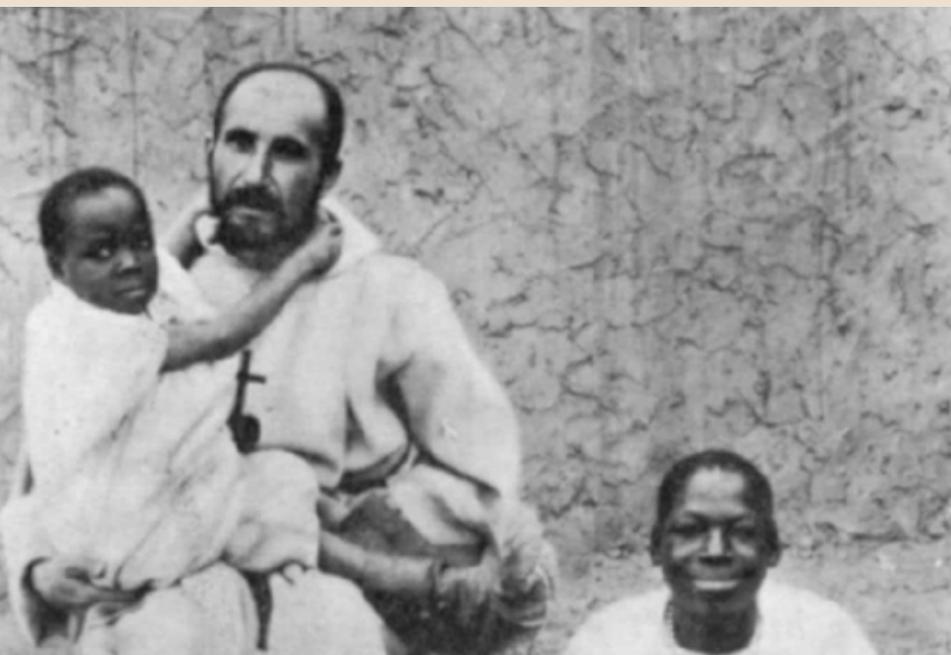


Bruder Charles wird sich immer klarer darüber, dass er den Trappistenorden verlassen muss. Aber gleichzeitig zweifelt er nicht einen Augenblick daran, dass andere Brüder kommen würden, um mit ihm zu leben. Darum veranschaulicht er bereits 1896, noch als Trappist, seine Sehnsucht in einem ersten Regelentwurf für eine Kongregation, die er „Die Kleinen Brüder Jesu“ nennt. Diese kurze Aufzeichnung ist tief ergreifend. Bruder Charles sieht seine Kleinen Brüder in kleinen Gemeinschaften leben; denn, so sagt er, „eine große Anzahl ist notwendigerweise der Feind der Armut“. Seine Brüder bewohnen ein armseliges Haus, wie die ärmsten Arbeiter des Landes. Durch ihrer Hände Arbeit verdienen sie sich den Lebensunterhalt und die Möglichkeit, Almosen zu geben. Sie kleiden sich einfach, ihre Nahrung ist mehr als bescheiden, ihr Gebet schlicht und

in der Volkssprache, damit die Armen sich bei ihnen zu Hause fühlen können. Der Tag endet mit der Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes.

Diese erste Regel ist so streng, dass sie zweifellos undurchführbar ist. Aber sie verkörpert seine Liebe zu Jesus dem Arbeiter, in der Nachfolge seines Lebens zu Nazareth.

Nachdem ihn seine Oberen einer intensiven Prüfung unterzogen haben, stimmen sie seiner Bitte um Entbindung von den Gelübden zu. Charles de Foucauld war sieben Jahre Trappist. Er hat bereits einen großen Teil der notwendigen Studien für die Priesterweihe absolviert – auch wenn er sich nach wie vor scheut, Priester zu werden.



Wieder im Heiligen Land

Mit Zustimmung seines Seelenführers geht Charles de Foucauld wieder ins Heilige Land. Drei Jahre verbringt er als Diener bei den Klarissen in Nazareth und Jerusalem. Er wohnt in einer winzigen Bretterhütte und hilft den Schwestern, wo und wann sie ihn benötigen. Er ist fast ständig im Schweigen und hat viel Zeit für das Gebet. Dabei wird ein weiterer charakteristischer Zug seines eigenen Wesens und des Ideals zukünftiger Schüler deutlich: eine vertraute und innige Freundschaft mit Christus, die sich vor allem in der Anbetung des Allerheiligsten und in der Verehrung seines Wortes im Evangelium äußert. Viele Stunden verbringt er täglich in der Kapelle beim Gebet und beim Meditieren der Heiligen Schrift.

Ein Zug entwickelt sich, der Logik der Liebe entsprechend, immer stärker im Herzen von Bruder Charles: ein großer missionarischer Eifer, ein unbegrenztes Verlangen, den Menschen das Evangelium zu bringen, besonders den Allerärmsten und Verlassensten. Was er selbst empfangen hat, will er an andere weitergeben. So vollzieht sich in ihm eine letzte Entwicklung. Er verlässt im August 1900 Nazareth, die Heimat Jesu, um in Frankreich zum Priester geweiht zu werden. Bruder Charles zieht sich ins Kloster Notre-Dame-des-Neiges zurück und widmet sich den abschließenden Studien. Am 9. Juni 1901 wird er schließlich zum Priester geweiht, er ist fast 43 Jahre alt.

Wenige Wochen nach seiner Priesterweihe verlässt er Frankreich, um sich in Algerien niederzulassen. „Mir ist kein verlässeneres Volk bekannt als die Muslime in Marokko und in der Sahara. Ich habe darum gebeten, nach Béni Abbès gehen zu dürfen, ein kleines Dorf in der algerischen Sahara, nahe der Grenze zu Marokko.“ Dort, wo weit und breit kein anderer Priester lebt. Er hat seine Berufung gefunden.

„Frère universell“ – der Bruder aller

Bruder Charles lebt als ein Armer unter Armen, bekleidet mit der weißen Tunika der Wüstenbewohner, auf der vorne aus rotem Tuch ein von einem Kreuz überragtes Herz aufgenäht ist. Mit Hilfe der Soldaten aus der Garnison erbaut er eine armselige Einsiedelei die er „Bruderschaft“ nennt. Er betreut die an verschiedenen Orten stationierten französischen Soldaten und pflegt Kontakt zur einheimischen Bevölkerung. Er schenkt sich allen. Er vereint in seinem Leben die von ihm erträumte Armut, die Anbetung des Sakramentes und die brüderliche Hingabe an die Geringsten. Aber die erhofften Brüder bleiben aus.

Im Juni 1903 verbringt der Missionsbischof der Sahararegion einige Tage in Béni Abbès. Er kommt aus dem Süden, wo er die Tuareg besucht hat. Charles fühlt sich von diesen Menschen, die im Herzen der Wüste leben, angezogen. Da es keine Priester gibt, die dorthin gehen könnten, bietet Charles sich an.

Am 13. Januar 1904 übersiedelt Foucauld nach Tamanrasset, 2000 Kilometer tief im Innern der Sahara, als einziger Europäer, als einziger Christ inmitten eines Volkes von

muslimischen Nomaden, dem er sich forthin mit seiner ganzen Liebeskraft hingibt. Tamanrasset ist der Mittelpunkt der Tuaregstämme im Hoggar, die dieses Gebirgsmassiv bewohnen.

Pater de Foucauld lernt Tamahaq, die Sprache der Tuareg, erstellte ein 2.000 Seiten umfassendes Wörterbuch dieser Sprache und sammelte auf 800 Seiten die Gedichte und Fabeln dieses Volkes. Seine Forschungen zur Literatur und Sprache zählen noch heute zu den wertvollsten Arbeiten aus der Frühzeit der wissenschaftlichen Afrikanistik. Eine tiefe Freundschaft verbindet ihn mit Moussa ag Amastan, dem Amenokal (König) der Tuareg.

Täglich verbringt er viele Stunden vor dem Tabernakel. Aber zu allen Tagzeiten klopft es an der Tür. „Von 4.30 Uhr am Morgen bis 8.30 Uhr am Abend höre ich nicht auf zu reden und Menschen zu begegnen: Sklaven, Arme, Kranke, Soldaten, Reisende, Neugierige.“ Er weist niemanden ab.

Er sieht seine Berufung vor allem darin, ganz unter dem Volk zu leben, so gegenwärtig, dass damit die Liebe Christi bezeugt wird. Er will „das Evangelium durch sein Leben verkündigen.“ Auch die „Kleinen Brüder“, auf die er immer noch wartet, sollen diese Lebensweise nachahmen.

Neben langen Zeiten, die Charles in den folgenden Jahren in seinen Einsiedeleien zubringt, unternimmt er auch mehrmals ausgedehnte Reisen innerhalb Algeriens und sogar drei Mal nach Frankreich. Immer mit der Absicht, seinen geliebten moslemischen Kindern zu dienen, den französischen Soldaten die Sakramente zu spenden und den Plan der Gründung einer Fraternität zu fördern. Es sollte nicht dazu kommen. Bis an sein Lebensende bleibt er allein, ohne Gleichgesinnte, die seine Berufung teilen wollen. Selbst sein inniger Wunsch, die Tuareg zum christlichen Glauben zu führen, bleibt äußerlich unerfüllt. Außer einigen losgekauften Sklaven spendet Bruder Charles in dieser Zeit keine Taufen unter den Eingeborenen, obwohl diese den „weißen Marabut“ lieben und in zahllosen Anliegen zu ihm kommen. Charles de Foucauld ist es aufgetragen, den Samen auszustreuen, ohne die Freude der Ernte zu erleben. „Seit 10 Jahren feiere ich nun die Messe in Tamanrasset, und es gibt noch keine einzige Bekehrung. Ich muss beten, arbeiten und geduldig sein.“

Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt

Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges erreichen mit der Ausbreitung von Gewalt und Unsicherheit auch den Hoggar. Am Abend des 1. Dezember 1916 wird Charles de Foucauld von einer Bande bewaffneter Männer überfallen, die bei ihm Waffen und Wertsachen suchen. Ohne Widerstand lässt er sich festnehmen und binden. Ein junger Mann, der ihn bewachen soll, hört das Herannahen von anderen Truppen, verliert die Nerven und erschießt ihn. Klausen und Leichnam werden geplündert zurückgelassen. Foucaulds Leichnam wird später neben seiner Hütte begraben, seinem Wunsch entsprechend mit einem be-



scheidenen Holzkreuz auf dem Grab.

Nach seinem Tod aber geht die Saat auf. Zahlreiche „kleine Brüder und Schwestern“ folgen auf der ganzen Welt dem Ideal eines „einfachen Lebens von Nazareth“, um die Liebe Jesu vor allem zu den Armen und Verachteten zu bringen. In der „Geistlichen Familie Charles de Foucauld“ haben sich 20 Institute des geweihten Lebens mit über 13.000 Mitgliedern zusammengeschlossen, die alle Charles de Foucauld als ihren geistlichen Vater betrachten. Am 13. November 2005 hat ihn Benedikt XVI. seliggesprochen und am 15. Mai 2022 wird er schließlich von Papst Franziskus unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Sein Gedenktag ist der 1. Dezember. Gott schenkt seiner Kirche zu allen Zeiten gerade die Heiligen, die sie am notwendigsten braucht.

UNTER DIE LUPE GENOMMEN

Anmerkungen zum synodalen Grundtext „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“

VON PATER MARKUS
CHRISTOPH SJM

Seit 2019 arbeitet der Synodale Weg in Deutschland. Bei seiner vierten Synodalversammlung im September 2022 wurde über mehrere Abschlussdokumente abgestimmt, unter anderem über den Grundtext „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ (abgekürzt als FDÄK), der für die Einführung des Frauenpriestertums in der Kirche argumentiert. Mit über 91% der Stimmen wurde das Dokument angenommen und zählt damit als offizieller (Grund) Text des Synodalen Weges. Die Zustimmung der Bischöfe lag zwar niedriger, erreichte aber die notwendige 2/3-Mehrheit (bei zehn bischöflichen Neinstimmen und fünf Enthaltungen).

Die Frage einer möglichen Zulassung von Frauen zum Priesteramt bewegt die Kirche seit Jahrzehnten, die exegetischen, dogmatischen, pastoraltheologischen Argumente pro und contra sind bekannt, das Lehramt hat zum Thema mehrfach Stellung bezogen – mit negativem Ergebnis (siehe den Artikel in Der Ruf des Königs 2022/3). Mit welchen Argumenten also votiert der Synodaltext trotzdem für eine Änderung der kirchlichen Praxis? Zehn Beispiele sollen die Argumentationsweise des Textes veranschaulichen.

1. Die Bitte um päpstliche Klärung: Ein rhetorisches Manöver

Nach Medienberichten kam eine ausreichende bischöfliche Zustimmung zum vorliegenden Text erst durch die kurzfristige Einfügung zustande, es sei „die Frage an die höchste Autorität in der Kirche (Papst und Konzil) zu richten, ob die Lehre von ‚Ordinatio Sacerdotalis‘ [= päpstliches Lehrschreiben von 1994 zur Unmöglichkeit der Frauenweihe] nicht geprüft werden muss“ und „ob die Lehre von ‚Ordinatio Sacerdotalis‘ die Kirche unfehlbar

bindet oder nicht“ (FDÄK, Einleitung). Das Synodapapier soll also als Bitte an den Papst verstanden werden, die Möglichkeit von Priesterinnen erneut zu prüfen. Ein plausibler Vorschlag? Nein, die Bitte entpuppt sich beim näheren Hinsehen als rein rhetorische Floskel.

Bereits 1976, also vor knapp 50 Jahren, hat die Glaubenskongregation in der Erklärung Inter Insigniores die theologischen Gründe zusammengefasst, warum sich die Kirche „aus Treue zum Vorbild ihres Herrn nicht dazu berechtigt [sieht], die Frauen zur Priesterweihe zuzulassen“ (Inter Insigniores, Einleitung). 1994 hat Papst Johannes Paul II. diese Position bestätigt und im Schreiben Ordinatio Sacerdotalis kraft seines päpstlichen Lehramtes festgestellt, „dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben.“ (OS 4) Damit nicht genug, seither haben sowohl Papst Benedikt XVI. als auch Papst Franziskus wieder und wieder betont, die Frage sei endgültig und definitiv entschieden.

All dessen ist sich das synodale Papier vollkommen bewusst. FDÄK 5.3 bestätigt ausdrücklich, die Kirche stufe die Lehre von der Unmöglichkeit der Frauenweihe seit 1994 als „definitive tenendam“ („als endgültig zu bewahren“) (FDÄK 5.3) ein. Man weiß, dass aus Sicht Roms die Frage der Frauenpriester bereits definitiv geklärt ist. Trotzdem fordert man eine erneute Prüfung, mit der Begründung, die Lehre werde „von einer immer größer werdenden Zahl der mit dem Glaubenssinn ausgestatteten Gläubigen in Frage gestellt oder ganz abgelehnt“. (FDÄK 5.3) Abgesehen von der eher abwegigen Vorstellung, eine definitive Lehre der Kirche unter Berufung auf den „Glaubenssinn der Gläubigen“ aushebeln zu wollen, verrät der Text mit aller wünschenswerter Klarheit die Grundhaltung, die hinter der Bitte um eine erneute Prüfung steht: Man

macht keinen Hehl daraus, dass man bereit ist, eine definitive Lehre abzulehnen, wenn man selbst anderer Meinung ist. Dies ist genau die Situation seit 1994 – warum sollte es nach einer erneuten vatikanischen Klärung anders sein? Anders ausgedrückt: Solange der Papst nicht zum von Deutschland gewünschten Ergebnis kommt, sieht man sich - unter Berufung auf den eigenen Glaubenssinn – zu nichts verpflichtet. Damit entlarvt sich die Klärungsbitte an den Papst als rein rhetorisches Manöver.

2. Gal 3,28: Interessengeleitete Interpretation

Der Grundtext führt mehrmals die berühmte Stelle Gal 3,28 als Leitgedanke an: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ Aus dem kontextlosen Schriftzitat folgert man, im kirchlichen Umgang mit Männern und Frauen dürfe es keine Unterschiede geben. Wörtlich heißt es: „Trennungen nach Herkunft, Stand und Geschlecht sind in der Gemeinschaft, die sich zu Jesus als Christus bekennt, aufgehoben. (...) Als Frau* von der amtlichen Christusrepräsentation ausgeschlossen zu sein, ist skandalös.“ (FDÄK Einleitung)

Diese Auslegung von Gal 3,28 ist unhaltbar. Paulus betont an dieser Stelle, durch den Glauben an Christus stehe jedem Menschen der Zugang zur Erlösung offen; in den neuen Bund sind nicht nur Juden eingeladen, sondern auch Heiden; für die Gotteskindschaft spielt der Sozialstatus (Sklave oder Freier) keine Rolle, auch das Geschlecht nicht (männlich oder weiblich). Es geht hier um die grundsätzliche Zugehörigkeit zur Kirche. Paulus verneint damit in keiner Weise verschiedene Aufgaben innerhalb der Kirche. Im Gegenteil, die paulinischen Briefe betonen immer wieder, dass es unter den Gläubigen

unterschiedliche Fähigkeiten und Aufgabe gibt. Keiner kann alles, jeder ist verschieden. „Die einen hat Gott als Apostel eingesetzt, andere als Propheten, andere als Lehrer (...) Sind etwa alle Apostel, alle Propheten, alle Lehrer?“ (1 Kor 12,28ff; ähnlich in Eph 4,11f). Nicht jeder ist zum Apostel, Prophet oder Lehrer berufen. Nur unter grober Missachtung des Kontexts lässt sich Gal 3,28 als Beleg für einen unterschiedslosen Ämterzugang lesen. Das hätte man durchaus wissen können, denn schon 1976 hat das Schreiben *Inter Insigniores* zu genau dieser Stelle in Gal 3,28 klargestellt: „Dieser Text bezieht sich keinesfalls auf die Ämter der Kirche. Er bekräftigt nur die universelle Berufung zur Gotteskindschaft, die für alle die gleiche ist.“ (*Inter Insigniores* 6) Es überrascht, mit welcher Nonchalance der Synodaltext seine Gal 3,28-Interpretation im Widerspruch zum offensichtlichen Kontext formuliert.

3. Auf der Suche nach dem Willen Gottes: (K)ein Blick aufs Lehramt

In der Einleitung des synodalen Grundtexts heißt es: „Grundlegend stellt sich die Frage: Was ist der Wille Gottes im Blick auf die Teilhabe von Frauen an der amtlichen Verkündigung des Evangeliums? Wer kann aufgrund welcher Kriterien beanspruchen, auf diese Frage für alle Zeiten eine Antwort geben zu können?“ (FDÄK Einleitung) Für die Beantwortung dieser Fragen wäre der Synodale Weg nicht nötig gewesen; im bereits erwähnten Dokument *Inter Insigniores* von 1976 hat das kirchliche Lehramt beide Fragen ausdrücklich beantwortet.

Welcher Autorität steht es zu, diese Frage zu klären? „Es ist letztlich die Kirche, die durch die Stimme ihres Lehramtes in diesen verschiedenen Bereichen die richtige Unterscheidung zwischen den wandelbaren und den unwandelbaren Elementen [der Sakramente] gewährleistet. Wenn sie gewisse Änderungen nicht übernehmen zu können glaubt, so geschieht es



© Synodaler Weg/Maximilian von Lachner

deshalb, weil sie sich durch die Handlungsweise Christi gebunden weiß: ihre Haltung ist also entgegen allem Anschein nicht eine Art Archaismus, sondern Treue. (...) Diese Praxis der Kirche erhält also einen normativen Charakter: in der Tatsache, dass sie nur Männern die Priesterweihe erteilt, bewahrt sich eine Tradition, die durch die Jahrhunderte konstant geblieben und im Orient wie im Okzident allgemein anerkannt ist, stets darauf bedacht, Missbräuche sogleich zu beseitigen. Diese Norm, die sich auf das Beispiel Christi stützt, wird befolgt, weil sie als übereinstimmend mit dem Plan Gottes für seine Kirche angesehen wird.“ (*Inter Insigniores* 4) Niemand ist gezwungen, der Stimme des kirchlichen Lehramtes Gehör zu schenken; die kirchliche Lehre ist – wie die Erlösung überhaupt – ein Angebot Gottes an jeden Menschen. Man kann sie in Freiheit annehmen oder ablehnen. Doch die Frage nach der zuständigen Autorität zur Klärung der Möglichkeit des Frauenpriester-tums ist – auch wenn man es nicht wahrhaben will – seit bald 50 Jahren explizit geklärt.

Auch auf die Frage, was der diesbezügliche Wille Gottes ist, antwortet *Inter Insigniores*, „dass die Kirche, indem sie nur Männer zur Weihe und zum eigentlichen priesterlichen Dienst

beruft, jenem Urbild des Priesteramtes treu zu bleiben sucht, das der Herr Jesus Christus gewollt und die Apostel gewissenhaft bewahrt haben.“ (*Inter Insigniores* 2) Christus hat ein ganz bestimmtes Priestertum gewollt, das die Kirche in Treue bewahrt hat. Der Wille Gottes bezüglich eines möglichen Frauenpriester-tum liegt im Handeln Christi offen zu tage.

4. Argumentationsstrategie: Umkehrung der Beweislast

„Wer nicht beweisen kann, dass er die Geschwindigkeitsbegrenzung eingehalten hat, wird bestraft.“ Ein Polizist, der so argumentiert, verkehrt die Beweislast. Nicht die Autofahrer müssen ihre Unschuld beweisen, sondern der Polizist das Fehlverhalten. Im synodalen Grundtext heißt es: „Nicht die Teilhabe von Frauen an allen kirchlichen Diensten und Ämtern ist begründungspflichtig, sondern der Ausschluss von Frauen vom sakramentalen Amt.“ (FDÄK Einleitung) Ist dieses Argument schlüssig?

Wäre das Priestertum ein menschengemachtes Amt, dann wäre eine (menschengemachte) Einschränkung auf eine bestimmte Personengruppe tatsächlich begründungspflichtig. Doch das kirchliche Priestertum ist nicht von Menschen erfunden, sondern

von Jesus eingesetzt und definiert. Es gründet in Jesu Wahl der zwölf Apostel, in deren Nachfolge Priester und Bischöfe bis heute stehen. Und weil Jesus nur Männer in das Zwölferkollegium berufen hat, ist das Priesteramt von seinem Selbstverständnis her an das männliche Geschlecht gekoppelt. „Die Kirche hält sich aus Treue zum Vorbild ihres Herrn nicht dazu berechtigt, die Frauen zur Priesterweihe zuzulassen.“ (Inter Insigniores, Einleitung) Vor diesem Hintergrund ist die Bewahrung der Stiftung Jesu das normale und selbstverständliche, nicht seine Änderung. Wer die Änderung des Priesterverständnisses als „selbstverständlich“ behauptet, und die Beibehaltung der von Christus eingesetzten Praxis als „begründungspflichtig“ abtut, stellt die Beweislast auf den Kopf.

5. Entwicklung des Apostelbegriff: Missachtung des biblischen Befunds

Das Synodalpapier argumentiert, der Apostelbegriff habe ursprünglich einen weiten Kreis von Jüngern und Jüngerinnen gemeint, der später von den Evangelien (vor allem in der „späteren Perspektive des Matthäus und insbesondere des Lukas“) auf den 12er-Kreis eingeschränkt worden sei. Wörtlich: „Die Evangelisten Matthäus und Lukas setzen die Apostel mit den Zwölf in eins (vgl. Mt 10,2; Lk 6,13). Für die Apostelgeschichte des Lukas entsteht mit „den Aposteln“ auf diese Weise eine einheitliche Gruppe“ (FDÄK 3.4). Damit habe man Frauen vom Apostelsein ausgeschlossen – und damit von möglichen Kirchenämtern. Eine Rückkehr zum „ursprünglichen“ Apostelbegriff würde Frauenpriester rechtfertigen.

Richtig daran ist, dass in den paulinischen Briefen der Apostelbegriff tatsächlich nicht auf das Zwölferkollegium beschränkt ist. Paulus bezeichnet sowohl sich selbst als Apostel (Röm 1,1), als auch beispielsweise Andronikus und Junia (vgl. Röm 16,7). Doch die Behauptung, die späteren

neutestamentlichen Texte hätten den ursprünglich weiten Apostelbegriff auf das männliche Kollegium der „12 Apostel“ eingeschränkt, ist erfunden. Man muss nur die Texte des Neuen Testaments lesen. In der späteren Apostelgeschichte meint der Apostelbegriff oft das Zwölferkollegium, ja. Doch genauso richtig ist, dass in eben dieser Apostelgeschichte bei der ersten Missionsreise Paulus und seine Gefährten Apostel genannt werden (vgl. Apg 14). Auch das Lukasevangelium verwendet mit „Ich werde Propheten und Apostel zu ihnen senden“ offensichtlich einen weiten Apostelbegriff (Lk 11,49). Und umgekehrt meint Paulus in seinen frühen Briefen mit „Apostel“ manchmal direkt die Zwölf (z.B. Gal 1,17.19). Die Texte des Neuen Testaments sind viel weniger einheitlich, als der Synodaltext für seine Entwicklungsthese behauptet.

Besonders skurril ist in diesem Zusammenhang der Hinweis auf Maria von Magdala als „apostola apostolorum“, ein Ehrentitel, der „ihr schon bei den lateinischen Kirchenvätern“ (FDÄK 3.4) zuerkannt wurde (nämlich von Hippolyt von Rom im 3. Jahrhundert). Skurril daran ist nicht nur, dass ein 200 Jahre späteres Zeugnis für das ursprüngliche Verständnis des Apostelbegriffs nichts beitragen kann, sondern man hat übersehen, dass der Hinweis die eigene Argumentation direkt widerlegt, nämlich dass der weite paulinische Apostelbegriff schon bald auf das 12er-Kollegium eingeeengt worden sei. Die Rede von der „apostola apostolorum“ beweist gerade, dass der weite Apostelbegriff selbst nach 200 Jahren noch gebräuchlich war.

Fazit: Eine spätere Einengung des Apostelbegriffs auf das rein männliche Zwölferkollegium gab es nicht. Sie wird vom synodalen Grundtext behauptet, um im Umkehrschluss die Zulassung von Frauen zum Priesteramt zu fordern. Was man dabei völlig übersieht: Die Unmöglichkeit von Priesterinnen wurde nie bloß sprachlich mit dem Apostelbegriff begründet (der in der Urkirche tatsächlich nicht

einheitlich war), sondern durch die Tatsache, dass sich das Priesteramt in der Nachfolge „der Zwölf“ sah. Dass in der Urkirche über „die Zwölf“ hinaus ein größerer Kreis als Apostel bezeichnet wurde, ändert nichts an der Tatsache, dass Jesus ausschließlich Männer in das Zwölferkollegium berufen hat.

6. Können Frauen Männer repräsentieren? Ja und nein zugleich

Die Kirche begründet den Ausschluss von Frauen vom Priesteramt unter anderem mit dem Argument, dass der Priester in der Eucharistiefeyer Christus „repräsentiert“ und „in persona Christi“ handelt. Dies setzt eine „natürliche Ähnlichkeit“ zwischen Priester und Christus voraus. Diese notwendige Ähnlichkeit fehlt, wenn „die Stelle Christi dabei nicht von einem Mann vertreten wird: andernfalls würde man in ihm nur schwerlich das Abbild Christi erblicken. Christus selbst war und bleibt nämlich ein Mann.“ (Inter Insigniores 5) Dieses Argument lehnt der synodale Grundtext mit einer rhetorischen Frage ab: „Es drängt sich die Frage auf: Soll es wirklich das Mannsein des Amtsträgers, seine körperliche Physis sein, die ihn qualifiziert, Jesus Christus in der Feier der Eucharistie angemessen zu repräsentieren?“ (FDÄK 5.2)

Tatsächlich gibt sich der Grundtext an anderer Stelle selbst eine Antwort, wenngleich wohl ungewollt. Zur Theematik, warum Jesus nur Männer in das Zwölfer-Kollegium berufen hat, erklärt man: „Diese Zwölf weisen auf die zwölf Stämme Israels hin und damit auf den Anspruch Jesu, das neue Israel zu sammeln (vgl. Lk 22,28–30; Mt 19,28). Da die Begründer der zwölf Stämme Israels (...) männlich waren, konnten auch die zeichenhaft berufenen Repräsentanten des neuen Israels nur männlich sein, andernfalls wäre das Zeichen nicht verstanden worden.“ (FDÄK 3.4) Jesus habe also Männer als Apostel ausgewählt, um sie als Repräsentanten der zwölf Stammväter Israels sichtbar zu machen.

So weit so gut. Damit verwendet der Grundtext in diesem Zusammenhang

dasselbe Argument, das er im Kontext der Repräsentation Jesu durch die Priester ablehnt. Im obigen Zitat wurde ironisch gefragt, ob denn etwa für die Repräsentation Christi das biologische Mannsein notwendig sein könne, seine „körperliche Physis“ (ein redundanter Ausdruck, der verschleierte, dass Geschlecht mehr ist als bloße Physis). Jetzt dagegen argumentiert man, Jesus habe zwölf Männer als Apostel berufen müssen, weil nur sie mit ihrer entsprechenden „körperlichen Physis“ als Repräsentanten der zwölf Stammväter Israels verstanden werden konnten. Damit bestätigt man ausdrücklich, dass in der Ähnlichkeit der „körperlichen Physis“ eine wesentliche Voraussetzung für mögliche Repräsentation liegt. Es ist ein Widerspruch, an der einen Stelle mit der Notwendigkeit einer „natürlichen Ähnlichkeit“ zu argumentieren und an anderer Stelle genau dieses Argument abzulehnen.

Zwei Anmerkungen:

(1) Die These, die Entscheidung Jesu für die männliche Apostelwahl sei einzig der 12-Stammväter-Repräsentation geschuldet, war schon vor 50 Jahren bekannt und wurde bereits in *Inter Insigniores* behandelt (vgl. Endnote 10). Der Synodaltext recycelt hier lediglich ein altes Argument, ohne die Stellungnahme des Lehramts dazu auch nur zu erwähnen.

(2) Der Synodaltext wirft noch folgende Frage auf: „Wenn die Möglichkeit der Christusrepräsentanz bei der Taufspendung nicht an das männliche Geschlecht gebunden ist, warum sollte sie es beim Eucharistievorsitz sein?“ (FDÄK 5.2) Alle Sakramente werden in persona Christi gefeiert, immer handelt Jesus, vermittelt durch den Spender. Wegen der Repräsentation Christi sind darum die geweihten Amtsträger die „regulären“ Spender der Sakramente. Nur im Notfall kennt die Kirche bei der Taufe eine Ausnahme. Nie jedoch bei der Eucharistie, denn hier wirkt Jesus nicht nur durch Zeichen, sondern ist substantiell gegenwärtig und schenkt sich selbst. „Das ist mein Leib“. Bei keinem anderen Sakrament

ist dies der Fall. Darum ist bei der Eucharistie die Verbindung von Jesus und dem sakramentalen Repräsentant nochmals wesentlich enger.

7. Die Rolle der Frau in der Urkirche: Missbrauch von Nebensätzen

In Bezug auf die biblischen Zeugnisse zur Rolle der Frau in der Urkirche fasst der synodale Grundtext zusammen: „Die zahlreich und namentlich bezeugten Frauen mit ihren Funktionen und Aufgaben in den Gemeinden ergeben ein eindrucksvolles [!] Bild: Frauen waren, in gleicher Weise [!] und zusammen mit den Männern, in Angelegenheiten der Gemeindeleitung [!] wie der Gemeindeorganisation [!] tätig.“ Erkennbar in den neutestamentlichen Zeugnissen seien „Schlüssel- und Leitungsrollen, die in der konkreten Praxis wahrscheinlich meist [!] die jeweiligen Hausvorstände innehatten und in denen uns einige Frauennamen überliefert sind“ (FDÄK 3.5). Anschließend bringt der Text eine längere Namensliste, die beinahe alle Frauen anführt, die irgendwo in einem Paulusbrief erwähnt sind. So genügt z.B. der Vers „Grüßt Philologus und Julia“ in Röm 16,15, um Julia, von der sonst nichts bekannt ist, in die Liste weiblicher Hausvorstände (mit vermuteter Leitungsfunktionen in der Urgemeinde) aufzunehmen. Gleiches gilt für die Schwester des Nereus, von der nicht einmal der Name bekannt ist. Ja, es gab Frauen, in deren Haus die Gemeinde zusammenkam, z.B. die Mutter des Johannes Markus (vgl. Apg 12,12) oder Lydia in Philippi (vgl. Apg 16,15ff); vom Haus der Priscilla weiß man zwar nichts, aber ihr Name wird von Paulus mehrfach erwähnt. Doch in allen Fällen bleibt gänzlich unklar, ob diese Frauen „in gleicher Weise“ wie die männlichen Jünger mit den „Angelegenheiten der Gemeindeleitung wie der Gemeindeorganisation“ betraut waren. Dafür gibt es im Neuen Testament einfach keine Hinweise. In Bezug auf die Leitung der Eucharistiefeyer räumt dies der Handlungstext dann auch bereitwillig ein: Paulus wende keinen bestimmten Begriff für

die Leitung des Herrenmahls, „weder für Männer noch für Frauen“ (FDÄK 3.5). Diese Beobachtung wird dann freilich seinerseits als Indiz gedeutet, es könnten damit also sehr wohl auch Frauen betraut gewesen sein.

Ähnlich argumentiert man bei den männlichen Amtsbezeichnungen: Weil Paulus grundsätzlich in „männerzentrierter Sprache“ schreibt, „ist nicht auszuschließen“, dass mit den „in Phil 1,1 erwähnten Episkopen und Diakonen konkrete Frauen mitgemeint sind“ (FDÄK 3.5) – dabei ist an keiner (!) einzigen Entscheidungssituation der Urgemeinde, die das NT berichtet, eine Beteiligung von Frauen erwähnt (vgl. Apostelwahl des Matthias in Apg 1, Wahl der ersten Diakone in Apg 6, Aussendung zur ersten Missionsreise in Apg 13, Apostelkonzil in Apg 15 usw.).

Die Argumentationsstrategie wiederholt sich immer wieder: Weil die neutestamentlichen Texte zur Rolle der Frauen schweigsam und vage sind, lassen sich kühne Hypothesen formulieren, die dann als „möglich“, „nicht auszuschließen“ oder „wahrscheinlich meistens“ präsentiert werden – und flugs ist „bewiesen“, dass Männer und Frauen in der Urkirche „in gleicher Weise“ mit der Gemeindeleitung betraut waren. Seriöses Argumentieren sieht anders aus.

8. Zurückdrängung der Frauen: Die fehlende Textbasis

Nach FDÄK 3.5 wird die Gleichberechtigung der Frauen in den ersten christlichen Gemeinden vor allem in den frühen Paulusbriefen sichtbar, wo jeder Gläubige sein eigenes Charisma ausüben konnte. In den Evangelien, vor allem beim dritten Synoptiker Lukas und in der Apostelgeschichte, würden Frauen immer mehr zugunsten der männlichen Apostel zurückgedrängt. In den späten Pastoralbriefen seien Frauen schließlich von Ämtern ausgeschlossen, den vielfältigen Charismen weiche die Amtsgnade, die Männern vorbehalten sei. „Je mehr die Institutionalisierung voranschritt,



© Synodaler Weg/Maximilian von Lachner

desto stärker traten Frauen in den Hintergrund.“ (FDÄK 3.5) Die Praxis der ersten Gemeinden dagegen würde Frauenämter rechtfertigen.

Die These hält einer kritischen Überprüfung anhand der biblischen Texte nicht stand. Es gibt keinen Evangelisten, der Frauen so sehr in den Mittelpunkt stellt wie der gescholtene Lukas. An einer Stelle sieht sich der Handlungstext selbst genötigt zugeben, dass das Lukasevangelium „in der Forschung (...) als ‚das Evangelium der Frauen‘ [gilt], weil es viele Frauen namentlich hervorhebt und als einziges ausführt, dass auch Frauen Jesus auf seinen Verkündigungsreisen in Galiläa nachgefolgt sind (Lk 8,1-3).“ (FDÄK 3.5) Doch Lukas werte Frauen stets ab und stelle sie nur als Unterstützer Jesu dar, statt als gesandte Jünger. „Aus Frauen wie Maria von Magdala, die bei Jesus eine Sendung der Verkündigung hatten, werden bei Lukas Unterstützerinnen und Dienerinnen der männlichen Verkünder.“ (FDÄK 3.5)

So die Behauptung. Doch der biblische Text zeigt etwas anderes. Auch in Lukas werden Maria von Magdala und die Frauen mit der Osterbotschaft zu den Aposteln gesandt (vgl. Lk 24,10). Noch mehr: Maria von Magdalas Sendung zu den Jüngern durch Jesus persönlich wird nur im letzten Evangelium berichtet (Joh 20,1ff) und im nachträglich angefügten zweiten

Schluss bei Markus (Mk 16,9f). Exegetisch ergibt sich also das genaue Gegenteil: Erst die späten Evangelientexte unterstreichen die besondere Rolle Maria von Magdalas als von Jesus gesandte Verkünderin. Der vorgebrachten Argumentation fehlt die Textbasis.

Über die späten Pastoralbriefe heißt es im Synodaltext: „Die Frauen werden aus der öffentlichen Gemeinde ausgeschlossen und in den Bereich des Hauses zurückgedrängt.“ (FDÄK 3.5) Als Begründung wird z.B. auf 1 Tim 2,11ff verwiesen, wo Frauen der öffentliche Lehrunterricht in der Gemeinde untersagt wird. Dasselbe Verbot findet sich freilich bereits in 1 Kor 14,34f, einem frühen Paulusbrief – womit es als Indiz für eine nachträgliche Zurückdrängung der Frauen wertlos ist. (Der Synodaltext will die Problematik mit dem Hinweis lösen, „einige Forscher“ hielten 1 Kor 14,34f für eine nachträgliche Einfügung in den Originaltext; allerdings gibt es dazu keinen Konsens unter Exegeten.) Der behaupteten Zurückdrängung der Frauen widerspricht außerdem, dass in den Grußlisten der späten Pastoralbriefe immer wieder Frauen erwähnt werden – genauso wie in den frühen Paulusbriefen, z.B. Prisca in 2 Tim 3,19 oder Claudia in 2 Tim 3,21. In 2 Tim 1,5 wird der aufrichtige Glaube von Loïs und Eunike gelobt. Dabei ist unerheblich, dass die historische Existenz dieser Frauen von manchen Exegeten bezweifelt wird. Selbst wenn

die Namen nachträglich erfunden wären, zeigen die Stellen, wie wichtig die Nennung von Frauengestalten auch in späterer Zeit war. Die These der vermeintlichen Zurückdrängung von Frauen nach den ersten Jahren der Urgemeinde gerät in Widerspruch zum tatsächlichen Textbefund.

9. Umgang mit Berufungen zum Frauenpriestertum: Längst geklärt

Für den Synodaltext ist klar: „Über die Ämtervergabe darf künftig nicht mehr das Geschlecht entscheiden, sondern die Berufung“. (FDÄK 5.2) Was also tun, wenn Frauen sich zum Priester berufen fühlen? „Nicht wenige Frauen erfahren sich von Gott zur Teilhabe an sakramentalen Diensten und Ämtern berufen. (...) Die von der kirchlichen Lehre verordnete Einschränkung ihrer Lebens- und Berufungsmöglichkeiten empfinden sie als Unrecht, als Diskriminierung und Ausgrenzung. Über das Erleben einer existenziellen Begegnung mit Gott hat niemand zu urteilen.“ (FDÄK 5.2)

Mit dem Phänomen von subjektiv erlebter Priesterberufung von Frauen hat sich die Kirche bereits in Inter Insigniores beschäftigt. Warum greift der Synodaltext nicht auf diese Überlegungen zurück? Das vatikanische Schreiben war sich 1976 durchaus bewusst, „dass einige Frauen in sich eine Berufung zum Priestertum verspüren. Ein solches Empfinden, so edel und verständlich es auch sein mag, stellt noch keine Berufung dar. Diese lässt sich nämlich nicht auf eine persönliche Neigung reduzieren, die rein subjektiv bleiben könnte. Da das Priestertum ein besonderes Amt ist, von dem die Kirche die Verantwortung und Verwaltung empfangen hat, ist hier die Bestätigung durch die Kirche unerlässlich: diese bildet einen wesentlichen Bestandteil der Berufung; denn Christus erwählte die, »die er wollte« (Mk 3, 13). (...) Die Frauen, die für sich das Priesteramt erbitten, sind sicher von dem Wunsch beseelt, Christus und der Kirche zu dienen. Und es überrascht nicht, dass in dem Augenblick, da sich die Frauen der

Diskriminierungen bewusst werden, denen sie bisher ausgesetzt gewesen sind, einige von ihnen dazu veranlasst werden, sogar das Priesteramt für sich zu erstreben. Man darf jedoch nicht vergessen, dass das Priestertum nicht zu den Rechten der menschlichen Person gehört, sondern sich aus der Ökonomie des Geheimnisses Christi und der Kirche herleitet. Die Sendung des Priesters ist keine Funktion, die man zur Hebung seiner sozialen Stellung erlangen könnte. Kein rein menschlicher Fortschritt der Gesellschaft oder der menschlichen Person kann von sich aus den Zugang dazu eröffnen, da diese Sendung einer anderen Ordnung angehört.“ (Inter Insigniores 6) Es bleibt unverständlich, warum der Synodale Text auf diese ausführliche Stellungnahme des Lehramts zur subjektiv empfundenen Berufung von Frauen nicht zurückgreift.

10. Last but not least: Ein inkonsistentes Genderkonzept

Das Grundpapier legt Wert darauf, Geschlecht „mehrdimensional“ zu verstehen. Als Gender sei das Geschlecht „das Ergebnis eines gesellschaftlichen Prozesses“; „die Frage nach der Zweigeschlechtlichkeit“ sei heute „mit neuer Sensibilität zu stellen“. Keinesfalls könne zwischen Mann und Frau eine „Differenz wesentlich begründet“ werden. Bei der Ämterverteilung bedürfe es einer „geschlechtsunabhängigen Wahrnehmung aller Funktionen, Ämter und Berufe in der Gesellschaft wie auch in der Kirche. Rollenzuschreibungen im Rahmen einer auf das vermeintlich natürliche Wesen der Geschlechter hin orientierten Polarität werden in der heutigen Gesellschaft vielfach sehr kritisch angefragt.“ (FDÄK 2.2)

Es ist hier nicht der Ort, dieses Konzept von Gender näher zu diskutieren. Wer davon ausgeht, dass es keine wesentliche Grundlage für die Geschlechterdifferenz gibt, sondern Geschlechterrollen nur soziokulturell bedingt sind, wird völlig konsequent eine geschlechtsunabhängige Ämterverteilung fordern.

In einem eklatanten logischen

Widerspruch zu diesem Verständnis von Gender steht dann freilich der Begründungsansatz des gesamten übrigen Papiers. Das Grundargument des Synodaltextes lautet ja: Ausgehend von der historischen Rekonstruktion der Rolle der Frau in der ersten Christengeneration lassen sich Folgerungen für die Rolle der Frau in heutiger Zeit ableiten. Aus Sicht eines „traditionellen“ Geschlechterverständnisses, das eine wesentliche Differenz von Mann und Frau akzeptiert, mag diese Argumentationsfigur prinzipiell schlüssig sein; dann lässt sich sinnvoll erforschen, ob Vertreter des weiblichen Geschlechts irgendwann, irgendwo, irgendwelche kirchlichen Leitungsaufgaben innehatten, und was daraus heute für Frauen folgt. Wenn dagegen Gender und weibliche Rollenbilder als Ergebnis von soziokulturellen Prozessen entlarvt sind, dann ist es vollkommen unerheblich, ob in der Urkirche „Frauen“ (d.h. Glaubende, die sich nach damaligen soziokulturellen Vorstellungen weiblichen Rollenmustern verpflichtet sahen) in kirchlichen Ämtern tätig waren oder nicht. Wenn Gender ein soziokulturelles Konstrukt ist, verlieren geschichtliche Argumente aus Rollenverständnissen vergangener Zeiten schlicht ihre Relevanz. Mehr noch: Sie unterlaufen das eigene Gendermodell, sofern sie die biologische Differenz der Geschlechter als wesentliches Kriterium voraussetzen, sich argumentativ auf diese Differenz beziehen und sie damit als zentrales Kriterium ihrerseits affirmieren.

An manchen Stellen scheint sich der Text einem Bewusstsein für diese Problematik anzunähern, z.B. wenn man bemerkt, „dass das, was wir über konkrete Frauen und ihre Möglichkeiten wie über die Grenzen ihrer Partizipation in urchristlichen Gemeinden wissen, immer auch abhängig ist von den konkreten gesellschaftlichen Vorstellungen, in erster Linie von den vorherrschenden Rollenbildern für Männer und Frauen, denen die christlichen Minderheiten sich anpassen.“ (FDÄK 3.6) Die logische Folgerung, dass sich also – wenn man moderne

Gendertheorien ernstnimmt – aus historischen Beobachtungen damaliger Geschlechterrollen nichts ableiten lässt und folglich die Argumentation der Abschnitte über biblische Grundlegung (Kap. 3) und Traditionsgeschichte (Kap. 4) – also ein Großteil der theologischen Argumentation des Papiers – im Widerspruch zum propagierten Gendermodell steht, wird geflissentlich übersehen bzw. ausgeblendet.

Man muss sich zwischen der historischen-theologischen Argumentation für Frauenpriester und dem modernen Gendermodell entscheiden. Man kann nicht beides zusammen ernst nehmen. Dass im Synodaltext beides vertreten wird – scheinbar ernst gemeint –, stellt den gesamten Text in Frage.

Im September 2019, drei Jahre vor der Verabschiedung des Grundtextes, hatte sich die Wiener Theologin Prof. Marianne Schlosser aus dem Frauen-Arbeitsforum des Synodalen Weges zurückgezogen, mit der Begründung, alle Arbeiten der Arbeitsgruppe seien geprägt von einer „interessengeleitete[n] Fixierung auf das Weihesakrament“. Jetzt, nachdem die finale Fassung des Papiers von der Synodalversammlung angenommen wurde, zeigt sich, wie richtig Schlosser mit ihrer Einschätzung lag. Der Text erweckt den Eindruck, dass die Forderung der Frauenweihe nicht das Endergebnis der theologischen Argumente, sondern ihr Apriori ist. Jedes Argument scheint unter dieser Prämisse formuliert. Dafür werden biblische Fakten willkürlich interpretiert, Begründungen des kirchlichen Lehramtes leichtfertig ignoriert, argumentative Widersprüche großzügig akzeptiert. Bernhard Meuser, Publizist und Herausgeber des *Youcat*, hat die Synodaltexte etwas patzig als „lausige Theologie“ bezeichnet (DT 04.11.2022). Ganz unrecht hat er wohl nicht.

KURZNACHRICHTEN SJM



Ewige Gelübde von Frater Thomas und Frater Alexey

Am 5. Oktober haben unsere Mitbrüder Thomas Roth und Alexey Kulakov ihre ewigen Gelübde abgelegt. Zur feierlichen Liturgie waren auch mehrere Mitbrüder aus der Umgebung gekommen. Da der erste kasachische Mitbruder sich für immer an unsere Gemeinschaft gebunden hat, war es eine schöne Fügung, dass zwei Mitbrüder aus Kasachstan dabei waren. So auch P. Leopold Kropfreiter, der die Predigt gehalten hat. Die endgültige Entscheidung beider Mitbrüder bedeutet eine große Freude für uns. Bitte begleiten Sie die beiden auch weiter im Gebet!

Zwei neue Studenten in Heiligenkreuz.

Seit Beginn des Wintersemesters studieren zwei unserer Mitbrüder, Frater Thomas Roth und Frater Johannes Neuß an der Hochschule Heiligenkreuz. Dort arbeiten sie intensiv auf ihren Studienabschluss hin. Da das bisherige Studentenwohnheim in Alland nicht mehr zur Verfügung steht, haben sie jetzt wie schon frühere SJM-Generationen im Studentenwohnheim des Karmel von Mayerling eine neue Bleibe gefunden. Viel Erfolg für den Abschluss des Studiums!



Scholastikerausflug am Nationalfeiertag

Jährlich am 26. Oktober feiert Österreich den friedlichen Abzug der sowjetischen Besatzer im Jahre 1955. An diesem Feiertag haben natürlich auch unsere Scholastiker studienfrei. In diesem Jahr nahmen unsere Studenten dies zum Anlass für einen gemeinsamen Ausflug. Bei schönem herbstlichem Wetter ging es in die Wachau, wo sie die farbenfrohen Weinberge genossen.

Ministrantenkurs im Auhof

Was ist eigentlich ein Suppedaneum? Wie wird mit dem Weihrauchfass richtig inzensiert? Welche Unterschiede gibt es zwischen dem Ministrieren in der neuen und alten Messform?... Diese und viele andere Fragen wurden in den diesjährigen Herbstferien beim Ministrantenkurs im Auhof (Blindenmarkt) beantwortet. Praktische Übungseinheiten wechselten sich mit Impulsen und Katechesen ab. Und natürlich kamen auch Gemeinschaft und sportlich-pfadfinderische Aktivitäten nicht zu kurz. Mit großem Fleiß lernten und übten die Jungen (lateinische) Antworten und das Ministrieren in der Liturgie. Innerhalb von fünf Tagen kann man aber nicht alles lernen, sodass viele bereits beschlossen haben, im nächsten Jahr wieder zu kommen.

Auch in Assen wurde ministriert

Vom 4. bis 6. November fand auch in Haus Assen wieder ein Ministrantenkurs statt, bei dem sich eine gute gelaunte Schar aufgeweckter Jungen im Dienst am Altar des Herrn übte und das Erprobte gleich bei den Sonntagsmessen umsetzte. Zwei Jungen haben sogar die Ausbildung zum Zeremoniar gemacht! Neben den Liturgieproben konnte man sich beim Sport austoben, am Abend gab es einen spannenden Film. Natürlich ist auch das geistliche Leben nicht zu kurz gekommen, so gab es die Möglichkeit zur eucharistischen Anbetung, zu Beichte und Rosenkranz.



Neuer Kaplan in Toulon

P. Matthias Roider hat im November seine Tätigkeit als "vicaire" (Kaplan) in der Pfarrei Pius X. in Toulon aufgenommen. Nach seinem Jahr als Diakon freuten sich die Gläubigen, P. Matthias nun als Neupriester in der Pfarrei begrüßen zu können. Anlässlich der Primizmesse wurde die Kirche besonders festlich geschmückt, der neu gegründete Mädchenchor begleitete die Messe mit schönen Liedern und im Anschluss wurde im Innenhof die Ankunft von P. Matthias bei Punsch & Co. gefeiert.

P. Hans-Peter, der im letzten Jahr P. Manuel als Pfarrer ersetzt hatte, verlässt die Pfarrei zu Weihnachten für neue Aufgaben. Somit sind für das übrige Pastoraljahr P. Manuel, P. Dominik und P. Matthias in der Pfarrei präsent. Für einen Neupriester ist Toulon eine gute Gelegenheit, in die große Bandbreite als Seelsorger hineinzuwachsen.

Neues aus Kasachstan

Mitte September besuchte Papst Franziskus Kasachstan. Gläubige und Missionare aus ganz Zentralasien (von Afghanistan bis zur Mongolei) trafen sich in der Hauptstadt Astana. Das kasachische Volk (überwiegend muslimisch geprägt) bereitete dem „römischen Vater“ einen herzlichen Empfang.

Mit einer besonderen Wallfahrt wurde der Weltmissionssonntag begangen: Im Westen Kasachstans, am Kaspischen Meer, besuchte eine Gruppe von Missionaren die abgelegenen Pfarreien, die oft mehrere hundert Kilometer auseinander liegen. Katechesen, feierliche Messen, Anbetung und natürlich das ausgiebige „Tschaiptie – Teetrinken“ bestimmten den Tagesablauf.

Traditionell feierte unsere Schule den St. Martinstag. Am sogenannten „Tag der Barmherzigkeit“, wie der 11. November dort genannt wird, sammeln die Schüler der Schule St. Lorenz in Korneevka kleine Gaben (Spielsachen...) für andere bedürftige Kinder. Zum krönenden Abschluss durfte auch der Gänsebraten nicht fehlen.

Allerheiligenfest in Maleizen

Unter dem Motto: „Alle sind zur Heiligkeit berufen“ veranstalteten junge Familien, die dem „alten Kloster“ eng verbunden sind, an Allerheiligen nach dem Hochamt ein Allerheiligenfest. Alle Kinder schlüpfen mit Verkleidungen hinein in die Rolle ihres Schutzpatrons, stellten sich auf der Bühne vor und waren für ein paar Minuten ein ganz besonderer Heiliger. Ein Kostüm macht zwar keinen Heiligen, aber es gibt uns ein sehr konkretes Verständnis dafür, dass die Heiligen existieren, dass sie nicht weit entfernt sind und dass sie eine mächtige Gruppe von Menschen bilden, die sich im Himmel um die „Heiligen“ auf Erden kümmern. Unsere Berufung lautet dann natürlich: Raus aus der bloßen Tracht unseres Namensgebers und rein ins wirkliche Leben als neuer Heiliger!

Am ersten Oktoberwochenende fand das Conseil Fédéral der Union Internationale des Guides et Scouts d'Europe statt. Dies ist sozusagen die Jahreshauptversammlung des internationalen Dachverbandes, in dem auch die Katholische Pfadfinderschaft Europas Mitglied ist. In diesem Jahr waren die Belgier die Gastgeber und empfingen die internationalen Gäste im Kloster Maleizen. Dabei waren auch Vertreter der deutschen KPE in Maleizen, um am Austausch und den Abstimmungen teilzunehmen. Der internationale Verband umfasst 23 Teilverbände mit insgesamt 67.000 Mitgliedern.



Die nächsten Termine

Ignatianische Exerzitien

26. Februar – 5. März 2023

Ignatianische Exerzitien für Frauen und Männer

ORT: Gebetsstätte Marienfried

LEITUNG: P. Harald Volk SJM

PREIS: Auf Anfrage

INFO UND ANMELDUNG: mail@marienfried.de

24. Februar – 2. März 2023

Ignatianische Exerzitien für Frauen und Männer

ORT: Kleinwolfstein (Niederösterreich)

LEITUNG: P. Anton Bentlage SJM

INFO UND ANMELDUNG:

exerzitien@sjm-online.org

Möglichkeit für Einzelexerzitien in Haus Assen

2. - 15. Januar 2023 (P. Skalitzky)

13. - 24. Februar 2023 (P. Linner)

Dauer individuell wählbar.

LEITUNG: P. Stefan Skalitzky SJM;

P. Martin Linner SJM

PREIS: 45 Euro pro Tag

INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage

www.haus-assen.de oder info@haus-assen.de

Einkehrtage/ Vortragsexerzitien

16.-19. Februar 2023

Einkehrtage für Frauen

„Aus seinem Inneren werden Ströme von lebendigem Wasser fließen.“ (Joh 8,38) - Durstig zu Jesus kommen

ORT: Inzell (Landkreis Traunstein/Oberbayern)

LEITUNG: P. Michael Sulzenbacher SJM

PREIS: 230 Euro

INFO UND ANMELDUNG:

michael.sulzenbacher@sjm-online.org

3. – 5. März 2023

Einkehrtage für Männer

„Aus seinem Inneren werden Ströme von lebendigem Wasser fließen.“ (Joh 8,38) - Durstig zu Jesus kommen

ORT: Inzell (Landkreis Traunstein/Oberbayern)

LEITUNG: P. Michael Sulzenbacher SJM

PREIS: 180 Euro

INFO UND ANMELDUNG:

michael.sulzenbacher@sjm-online.org

10. – 12. März 2023

Einkehrtage für Erwachsene: Theresia von Lisieux

ORT: Haus Assen (Lippetal)

LEITUNG: P. Georg Gantioler FSO

PREIS: 80 Euro

INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage

www.haus-assen.de oder info@haus-assen.de

Einkehrtage für Mädchen (13-17 Jahre)

13. - 15. Januar 2023

ORT: Fraueninsel am Chiemsee

LEITUNG: P. Gabriel Jocher SJM und Gabriele Wieser

PREIS: 60 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

27. – 29. Januar 2023

ORT: Südwesten von Baden-Württemberg

LEITUNG: P. Markus Christoph SJM und P. Johannes Kargl SJM

PREIS: 45 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

24. - 26. März 2023

ORT: Jugendhaus Schneemühle der Benediktinerabtei Plankstetten

LEITUNG: P. Johannes Kargl SJM und Maria Seilbeck

PREIS: 60 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

Einkehrtage für Jungen (12-17 Jahre)

17. – 19. März 2023

ORT: Haus Assen (Lippetal)

LEITUNG: P. Stefan Skalitzky SJM und P. Peter Salzer SJM

PREIS: 35 Euro

INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage www.haus-assen.de oder info@haus-assen.de

Einkehrtage für junge Frauen (ab 18 Jahren)

13. - 15. Januar 2023

ORT: Fraueninsel am Chiemsee

LEITUNG: P. Johannes Kargl SJM und Gabriele Wieser

PREIS: 60 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

27. – 29. Januar 2023

ORT: Südwesten von Baden-Württemberg

LEITUNG: P. Markus Christoph SJM und P. Johannes Kargl SJM

PREIS: 45 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

24. - 26. März 2023

ORT: Jugendhaus Schneemühle der Benediktinerabtei Plankstetten

LEITUNG: P. Gabriel Jocher SJM und Maria Seilbeck

PREIS: 60 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

Kar- und Ostertage für junge Erwachsene

6. – 9. April 2023

ORT: Rixfeld (Nähe Fulda)

LEITUNG: P. Markus Christoph SJM

PREIS: Auf Anfrage

INFO UND ANMELDUNG: Bundessekretariat der KPE
(bundessekretariat@kpe.de)

Kar- und Ostertage für die ganze Familie

6. – 9. April 2023

ORT: Ettenbeuren bei Günzburg

LEITUNG: P. Gabriel Jocher SJM und P. Florian Birle SJM

PREIS: Auf Anfrage

INFO UND ANMELDUNG:

kartage_anmeldung@gmx.de

6. – 9. April 2023

ORT: Haus Assen (Lippetal)

LEITUNG: P. Stefan Skalitzky SJM

PREIS: Auf Anfrage

INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage

www.haus-assen.de oder info@haus-assen.de

„KiEx“ (Kinder-„Exerzitien“)

Tage für Kinder, (7-12 Jahre), um Freude am Glauben zu erleben und selbst Freude zu schenken

2. – 5. Januar 2023

Schwarzwald, für Jungen und Mädchen

24. – 26. März 2023

Gebetsstätte Marienfried, für Mädchen

31. März – 2. April 2023

Gebetsstätte Marienfried, für Jungen



INTERESSANT. DAS KONZIL SAGT...

DAS II. VATICANUM UND DAS GEWEIHTE PRIESTERTUM



VON
PATER MARTIN LINNER SJM

Frage: Hat das Konzil nicht das Priestertum aller Gläubigen wiederentdeckt und damit das Amtspriestertum überflüssig gemacht? Oder sind somit geweihtes Priestertum der Amtsträger und das allgemeine Priestertum aller Gläubigen nicht wenigstens gleichbedeutend? Sollen daher priesterliche Funktionen nicht allgemein Laien übertragen werden?

Antworten aus: **Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* (LG) 10:** Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil. Der Amtspriester nämlich bildet kraft seiner heiligen Gewalt, die er innehat, das priesterliche Volk heran und leitet

es; er vollzieht in der Person Christi das eucharistische Opfer und bringt es im Namen des ganzen Volkes Gott dar; die Gläubigen hingegen wirken kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit und üben ihr Priestertum aus im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe.

LG 18. Um Gottes Volk zu weiden und immerfort zu mehren, hat Christus der Herr in seiner Kirche verschiedene Dienstämter eingesetzt, die auf das Wohl des ganzen Leibes ausgerichtet sind. Denn die Amtsträger, die mit heiliger Vollmacht ausgestattet sind, stehen im Dienste ihrer Brüder, damit alle, die zum Volke Gottes gehören und sich daher der wahren Würde eines Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise sich auf das nämliche Ziel hin ausstrecken und so zum Heil gelangen.

Dekret über Dienst und Leben der Priester *Presbyterorum ordinis* 2: Damit die Gläubigen zu einem Leib, in dem „nicht alle Glieder denselben

Dienst verrichten“ (Röm 12,4), zusammenwachsen, hat der gleiche Herr einige von ihnen zu amtlichen Dienern eingesetzt. Sie sollten in der Gemeinde der Gläubigen heilige Weihenvollmacht besitzen zur Darbringung des Opfers und zur Nachlassung der Sünden und das priesterliche Amt öffentlich vor den Menschen in Christi Namen verwalten. ... Da das Amt der Priester dem Bischofsstand verbunden ist, nimmt es an der Vollmacht teil, mit der Christus selbst seinen Leib aufbaut, heiligt und leitet. Darum setzt das Priestertum der Amtspriester zwar die christlichen Grundsakramente voraus, wird aber durch ein eigenes Sakrament übertragen.

Dieses zeichnet die Priester durch die Salbung des Heiligen Geistes mit einem besonderen Prägema und macht sie auf diese Weise dem Priester Christus gleichförmig, so dass sie in der Person des Hauptes Christus handeln können.



Ein Sonnenstrahl reicht, um viel Dunkel zu erhellen.

Franz von Assisi

ПАПА РИМСКИЙ
ФРАНЦИСК
В КАЗАХСТАНЕ
14 СЕНТЯБРЯ 2022, 16:45
НУР-СУЛТАН
СВЯТАЯ МЕССА
С НАРОДОМ

ПОДРОБНОСТИ
И ЗАЯВКИ НА
УЧАСТИЕ

ЗДЕСЬ В ЦЕРКВИ
Митрополитови-Католик Эго

Официальная
информация
КАТОЛИЦИ-КАЗАХСТАН.ORG